

2. Theoretische und methodische Annäherungen an Grenzen, Räume und Identitäten

Wilhelm Amann, Christel Baltes-Löhr, Brigitte Batyko, Elisabeth Boesen, Till Dembeck, Martin Doll, Fabian Faller, Sylvie Freyermuth, Johanna M. Gelberg, Frank Hofmann, Markus Hesse, Sonja Kmec, Elena Kreutzer, Heike Mauer, Agnès Prüm, Rachel Reckinger, Gregor Schnuer, Gianna Thommes, Lucie Waltzer, Christian Wille

2.1 EINSETZUNG, ÜBERSCHREITUNG UND AUSDEHNUNG VON GRENZEN

Martin Doll und Johanna M. Gelberg

Der abstrakte Begriff der ›Grenze‹ lässt zunächst an eine Linie denken, die mindestens zwei Bereiche voneinander trennt und damit eine Unterscheidung einführt. Ebenso kann dem Begriff ein gewisser zonaler Charakter anhaften, wie schon der Blick in etymologische Untersuchungen zeigt (vgl. z.B. Böckler 2007; Eigmüller 2007; Lask 2002). Die Grenze erscheint dann nicht nur als Linie, sondern wird als (Schwellen-)Raum erfahrbar und ermöglicht so vielfältige Interaktionen. Eine Grenze kann ferner auf unterschiedlichen Ebenen konkretisiert werden: als territoriale Grenze, die etwa von Schlagbäumen und Zollkontrollen markiert wird, als soziale Grenze, die z.B. durch Statussymbole oder Konsumverhalten ausgedrückt werden kann, oder auch als ästhetische Grenze, die sich paratextuell oder museal inszenieren lässt. Je nach Konkretisierung bieten sich unterschiedliche Anknüpfungspunkte für verschiedene wissenschaftliche Disziplinen: Nicht nur für Geographie und Sozialwissenschaften, sondern auch für kultur- und geschichtswissenschaftliche Untersuchungen ist die Grenze zentral (vgl. Faber/Naumann 1995; Lamping 2001; Audehm/Velten 2007; Roll/Pohle/Myrczek 2010). Die Grenze ist also *per se* ein Konzept, das über Disziplinengrenzen hinweg Verwendung findet. Ein eindrückliches Beispiel dafür sind die *Border Studies*, die sich als interdisziplinäres Arbeitsfeld verstehen und (immer) weniger nach der Beschaffenheit von räumlichen oder sozialen Grenzen fragen, sondern vielmehr nach den sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Pro-

zessen, die – wie auch immer geartete – Grenzen in Frage stellen, verschieben oder einsetzen (vgl. Walter-Wastl 2011). Diese sozialkonstruktivistische und an der sozialen Praxis interessierte Perspektive des *Bordering* hat sich spätestens seit den 1990er Jahren in den Sozial- und Kulturwissenschaften etabliert (vgl. z.B. Albert/Brock 1996; Newman 2001; Houtum/Naerssen 2002).

Der interdisziplinäre Zugriff auf das Konzept ›Grenze‹ fächert dieses zugleich auf. Es existieren nicht nur unterschiedliche Konkretisierungsebenen der Grenze, auch die jeweiligen Eigenschaften der Grenze und die an der Grenze auftretenden dynamischen Prozesse sind divergent. In den Studien in diesem Band wird generell eine praxeologische Perspektive auf diese Dynamiken eingenommen. Im Vordergrund stehen die an der Grenze und in der Grenzregion vollzogenen ›sozialen Praktiken‹, also »[...] *know how* abhängige und von einem praktischen ›Verstehen‹ zusammengehaltene Verhaltensroutinen«, die im weitesten Sinne als materiell zu fassen sind und die Grenze, Raum und Identität mitgestalten (Reckwitz 2003: 289).

Dieser Abschnitt bietet einen Überblick über verschiedene Grenzkonzepte. In den Untersuchungen in diesem Band, die auf geographischer Ebene weitgehend Luxemburg und die angrenzenden Gebiete zum Gegenstand haben, werden unterschiedliche Grenztypen untersucht, die allerdings nicht einfach mit nationalstaatlichen Grenzbeziehungen in eins zu setzen sind. Zudem lädt der abstrahierende Überblick über verschiedene Grenzkonzepte explizit dazu ein, diese auf weitere Konkretisierungen der Grenze anzuwenden, etwa im medialen Bereich. In Anlehnung an den Überblick zur Theoriegeschichte der Grenze von Benjamin Bühler stehen die folgenden drei Unterscheidungen strukturierend im Vordergrund: das »Einsetzen der Grenze«, das »Überschreiten der Grenze« und die Ausdehnung der Grenze zu einem »unmarkierte[n] Bereich des Dazwischen« (Bühler 2012: 34).

2.1.1 Einsetzen der Grenze

Grenzen sind keine gegebenen, natürlichen Tatsachen. Im Gegenteil: Sie werden gesetzt – und werden immer wieder neu gesetzt. Wenn durch die Schaffung eines sogenannten ›europäischen Raumes‹ der Eindruck entsteht, als würden immer schon vorgefundene, stabile Grenzen überwunden, so zeigt schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte, dass strikte Grenzbeziehungen ihrerseits erst das Ergebnis bestimmter historischer Entwicklungen sind – z.B. der Herausbildung von Nationalstaaten. In diachroner Perspektive betrachtet belegt historisches Kartenmaterial zudem die zeitliche Variabilität der Grenzen.

Neben der Einsicht in die Veränderlichkeit von Grenzen führt der historische Blick zu einer zweiten wesentlichen Erkenntnis: zur Aufdeckung der Materialität der *Grenzlinie* als Fiktion. Dass die Grenze nur auf dem Reißbrett die Form einer idealen Linie annehmen kann, erscheint einsichtig. Bis Ende des 18. Jahrhunderts waren Grenzen tendenziell »als Saum konzipiert, als ein breiter Streifen, der als

Kontaktraum und Übergangszone fungierte, wobei es dabei häufig zu Streitigkeiten und Verschiebungen dieser Randgebiete kam« (Kaufmann/Bröckling/Horn 2002: 12). Dieser zonale Charakter der Grenze zeigt sich auch an dem seit dem 15. Jahrhundert etablierten Passwesen, das die Kontrolle der Reisenden an den Grenzsäumen ermöglichte; diese Kontrollen fanden aber nicht an einer exakten Grenzlinie statt, sondern bevorzugt im Landesinnern (vgl. ebd.: 14). Im Verlauf der Ausbildung moderner Nationalstaaten etablierte sich zunehmend die Vorstellung der Grenze als gedachte Linie, ohne dass diese ihren zonalen Saum-Charakter vollständig verloren hätte. Die Einsetzung der Grenze (als Linie) findet hier zunächst als herrschaftliche Geste statt.

Komplementär dazu findet auch eine Grenzsetzung als Grenzsetzung, in einer *bottom-up*-Richtung, statt. Durch soziale Praktiken werden Grenzen bestätigt oder verschoben. Das Handeln an einer territorialen Grenze resultiert in der praktischen Etablierung eines bestimmten Raumes. Hans Medick resümiert:

»Grenzen prägen die Struktur und Dynamik der Gesellschaften, deren Rand sie bilden. Die Grenze eröffnet den in ihrer Nähe lebenden Individuen und Gemeinschaften Handlungsspielräume; sie bedingt aber als ein in besonderer Weise herrschaftlich kontrollierter Raum auch besondere Verhaltensweisen« (Medick 1995: 223).

An der Grenze bieten sich also (politisch wirksame) Handlungsspielräume sowohl auf Seiten der Regierten als auch auf Seiten der Regierenden. Ganz im Sinne des Gouvernamentalitätskonzepts von Michel Foucault (vgl. Abschnitt 2.3, 3.1 und 5.1) begegnen sich an der Grenze politische Regierung und Selbsttechnologien; das Ergebnis der Begegnung dieser Kräfte ist das stetig wiederholte Einsetzen von Grenzen.

Der Kern der Einsetzung von Grenzen ist ihre Unterscheidungskraft. Jede Grenzziehung ist ein Akt der Differenzierung, womit die Konstitution von Bedeutung einhergeht, so wie jede Definition auf dem Prinzip der Abgrenzung basiert. Die Grenze unterscheidet, kategorisiert und hierarchisiert bzw. setzt die unterschiedenen Einheiten in Beziehung zueinander (vgl. Audehm/Velten 2007: 18). Das Einsetzen von Grenzen ist demnach zentral für die Etablierung symbolischer und sozialer Ordnungen. Durch Grenzen werden Einheiten sowohl als vermeintlich homogene Einheiten festgelegt als auch zu anderen Einheiten in Beziehung gesetzt (vgl. Kaufmann/Bröckling/Horn 2002: 16). Im Sinne Pierre Bourdieus kann ein gesellschaftliches Feld durch Differenzierungen strukturiert werden; die »feinen Unterschiede« zeigen sich dann als »Linien sozialer Distinktion ohne eigene Ausdehnung« (Parr 2008: 29) und ermöglichen die Verortung des Subjekts im gesellschaftlichen Feld. Der Akt der Einsetzung von Grenzen und der Differenzierung ist ebenso elementar im Kontext von identitätsstiftenden Subjektkonstitutionen (vgl. Kapitel 5).

In Anlehnung an Jacques Derrida können Differenzierungen, und damit Grenzziehungen, auch semiologisch betrachtet werden. Bedeutungen und also

durch Grenzen erzeugte Beziehungen müssen dann als nicht eindeutig und dauerhaft festgelegt, sondern vielmehr als ambivalent beschrieben werden. Im Gegensatz zu Bourdieu etablieren (sprachliche) Differenzierungen für Derrida eben keine unumstößlichen sozialen Distinktionen¹, sondern eröffnen einen performativen Bereich, in dem fortwährend Unterscheidungsprozesse stattfinden und Bedeutungsverschiebungen ermöglicht werden. Kathrin Audehm und Hans Rudolf Velten übertragen diese Überlegungen auf soziale und kulturelle Zusammenhänge und resümieren, »dass Differenzen als Ergebnisse diskursiver und sozialer Prozesse zu verstehen sind, die einen performativen Spielraum besitzen, und nicht als hierarchische Essenzen, aus deren feststehenden Strukturen Grenzziehungen emergieren« (Audehm/Velten 2007: 24). Bedeutungsstiftende Differenzierungen oder Distinktionen sind also *per se* performative Akte, die Ambivalenzen ermöglichen; beide Aspekte fallen im dynamischen Prozess des Einsetzens der Grenze zusammen.

Das Einsetzen der Grenze definiert letztlich immer eine Situation, die gewissen Organisationsprinzipien unterliegt: Die Grenze lässt sich mit Erving Goffman auch als situativer »Rahmen« (Goffman 1980: 19) auffassen. Die so etablierten Situationen, ob als kulturelle Ereignisse, sozio-kulturelle Verhaltensmuster oder historische Begebenheiten, folgen dabei bestimmten Regularien. Dabei wird nicht nur die jeweilige Situation von innen bestimmt, sondern insbesondere wird auch das Verhältnis zum abgegrenzten Außen reguliert. Goffman weist deutlich auf die große Bedeutung des Wechselspiels zwischen den durch die Differenzierung aufgebauten Räumen des Innen und Außen hin. Die Überschreitung der Grenze als Rahmen stabilisiert diese, indem sie sie zugleich reproduziert. Goffmans Rahmen-Analyse stellt demnach implizit den performativen Aspekt der Grenzsetzung in den Vordergrund und weist zugleich auf das elementare Wechselspiel von Grenze und Überschreitung hin.

2.1.2 Überschreiten der Grenze

Jede Grenze impliziert ihre eigene Überwindung. Als Prozess ist die Grenzsetzung auf Bestätigung und Reproduktion angewiesen. Reproduziert werden kann die Grenze nur im Anschluss an eine vorübergehende Infragestellung, ihre Überschreitung. Nach Goffman unterliegen diese Überschreitungen jedoch bestimmten, durch die Grenzziehung selbst festgelegten Regeln. Diese Überschreitungsregeln heben die Grenze aber nicht auf, sondern bestätigen sie. Diese regulierte Form des Überschreitens der Grenze ist strukturell affirmativ.

Neben der regulierten Überschreitung gibt es auch die ungeplante Grenzüberschreitung, die Grenzverletzung. Diese nicht regulierte Form der Überschreitung ist strukturell subversiv. Statt einer affirmativen Reproduktion der Grenze wird

1 | Diese Kritik wird von neuerer, an Bourdieu angelehnter Forschung geteilt (vgl. z.B. Warde 2005; Warde/Martens/Olsen 1999).

hier eine Transformation der Grenze forciert. Das Wechselspiel von Grenze und Überschreitung, ob affirmativ oder subversiv, wird somit vielschichtiger und zeigt deutlich, dass Setzung und Überschreitung der Grenze einander bedingen.²

In ihrer Untersuchung zu Grenzgänger/-innenfiguren stellen Kaufmann et al. fest, dass Grenzen »nur *in actu* [existieren], als technische Vorrichtungen und soziale Arrangements des Aus- und Einschließens wie des Öffnens« (Kaufmann/Bröckling/Horn 2002: 7). Jede Grenzsetzung bedarf eines bestimmten Grenzregimes, das ihre Überschreitung kontrolliert bzw. limitiert bzw. das darüber entscheidet, wer befugt ist, Grenzen zu überschreiten oder nicht. Gerade vor diesem Hintergrund werden auch an der – immer mit bestimmten identitären Ein- und Ausschlüssen verbundenen – Unterscheidung zwischen dem erlaubten, wenn nicht sogar erwünschten Grenzgängertum und der illegitimen Grenzverletzung³ bestimmte Machtstrukturen und Grenzregime, v.a. an den EU-Außengrenzen, sichtbar: »Grenzen produzieren nicht nur Staatsbürger und Ausländer«, schreiben die Herausgeber/-innen, »sondern auch Grenzverletzer« (ebd.: 7). Dabei kann durch die Überschreitung die Grenze unterlaufen oder schlicht ignoriert werden; die Macht der linearen Markierung der Grenze, der Mechanismus des Ausschlusses, wird in jedem Fall in Frage gestellt. Allerdings ist die Infragestellung der Grenze durch ihre Überschreitung nicht mit der Aufhebung der Grenze gleichzusetzen. Überschreitungen können Grenzen geradezu stabilisieren. Die Verletzung einer Grenze im Sinne eines unerlaubten Grenzübertritts kann in einer verschärften Regulierung der Grenze resultieren. Bspw. verschaffen sich so genannte *white hat hacker* Zugang zu Computerdaten, um Sicherheitslücken aufzuzeigen, die dann behoben werden können. Kaufmann et al. schließen folgerichtig: »Überschreitung führt so nicht nur zur Perforation, sondern auch zur immer perfekteren Absicherung von Grenzen« (ebd.: 10).

Sowohl Goffman als auch Kaufmann et al. verweisen auf die enorme Bedeutung der Überschreitung als essentielle Grenzdynamik. Ob potenziell affirmativ oder subversiv, der Überschreitung ist eine grundlegende Konsequenzialität inhärent (vgl. Audehm/Velten 2007: 26ff.); die Einheit von Grenze und Überschreitung besitzt somit das Potential zur – wie auch immer gearteten – Transformation.

Die elementare wechselseitige Abhängigkeit von Grenze und Überschreitung hebt besonders Michel Foucault prägnant hervor: »Die Grenze und die Überschreitung verdanken einander die Dichte ihres Seins: Eine Grenze, die absolut nicht überquert werden könnte, wäre inexistent; umgekehrt wäre eine Über-

2 | Hier sei auf die Untersuchung von Dieter Lamping verwiesen: »Insofern ist die Grenze nicht nur der Ort der Unterscheidung und der Abgrenzung, sondern auch der Ort des Übergangs, der Annäherung und der Mischung. Sie ist Anfang und Ende zugleich, und daraus erwächst ihre besondere Dialektik [...]« (Lamping 2001: 13).

3 | Audehm und Velten warnen daher davor, das Grenzgängertum »in jedem Fall mit Transgression gleichzusetzen« (Audehm/Velten 2007: 26).

schreitung, die nur eine scheinbare oder schattenhafte Grenze durchbrechen würde, nichtig« (Foucault 2001: 325). Die Überschreitung der Grenze ist demnach nicht ihre Aufhebung oder die Infragestellung ihrer Gültigkeit, sondern der grundlegende Modus zur Erfahrung der Grenze und ihres transformativen Potentials. Erst in der Überschreitung wird die Grenze (be-)greifbar. Wenn Foucault in diesem Zusammenhang vom ›Raum der Überschreitung‹ spricht und die Überschreitung auch als ›Übergang‹ (*passage*), als ›Verlauf‹ charakterisiert, so wird die Grenze selbst verräumlicht, d.h. in ihrer Ausdehnung, als ›Dazwischen‹ erfahrbar (vgl. ebd.: 324). In einer vielzitierten Stelle aus den ersten Notizen des Passagenwerks bezeichnet Walter Benjamin solche »Zone[n] des Übergangs« als Schwellen (Benjamin 1991: 1025).⁴ Diese ausgedehnten Grenzzonen sind in diesem Band von besonderem Interesse. Sie bieten als in mehrfacher Beziehung wirksame Phänomene die Möglichkeit, Raum, Region und Identität im Kontext der Grenze multiperspektivisch zu reflektieren.

2.1.3 Ausdehnung der Grenze

Grenzen als Schwellen betrachtet, also nicht als Linien, sondern als Bereiche mit einer eigenen Ausdehnung, eröffnen ein breites Spektrum an analytischen Ansatzpunkten. Vergegenwärtigt man sich vor diesem Hintergrund noch einmal, dass es wesentlich zu Grenzen gehört, Unterscheidungen zu treffen, also mindestens zwei Bereiche voneinander zu trennen, so lässt sich mit dem Begriff der Schwelle in besonderer Weise danach fragen, wie die durch sie zugleich verbundenen und unterschiedenen Einheiten zueinander in Beziehung stehen. Auf diese Frage haben Theoretiker/-innen aus den verschiedenen Disziplinen unterschiedliche Antworten gefunden. Denn bei Schwellenräumen handelt es sich um multidimensionale Gebilde, die sich je nach Blickwinkel anders darstellen. So lässt sich fragen, wie eine Schwelle die Eigenschaften der Bereiche, zwischen denen sie situiert ist, im doppelten Wortsinne teilt: D.h. ob sie erstens ein zusätzliches eigenständiges Element bildet; ob sich zweitens durch Überlagerungen Schnittmengen zwischen den genannten Bereichen oder Teilmengen ergeben; oder ob sie drittens buchstäblich einen Zwischenzustand darstellt und dabei als unscharfe Umrandung und durch eine nuancierte Überblendung verschiedener Bereiche generell undeutlich werden lässt, wo ein Bereich endet und der nächste beginnt.⁵

4 | Obwohl Benjamin, ohne weitere Begründung, darauf insistiert, »Schwelle und Grenze [...] schärfstens zu unterscheiden« (Benjamin 1991: 1025), soll im Folgenden die Grenze als Schwelle betrachtet werden. Vgl. zu einer prägnanten Zusammenfassung der polyvalenten Verwendung des Bilds der ›Schwelle‹ durch Benjamin den Beitrag von Rolf Parr (2008).

5 | Aus der Perspektive der Geographie gibt es von Jacques Lévy einen dem hier entwickelten Ansatz ähnlichen Versuch, der Voraussetzung eines newtonschen Container-Raums mit dem Denken in Konfigurationen zu begegnen, und zwar über das Konzept der Zwischen-

Betrachtet man ›Schwelle‹ im erstgenannten Sinne, bildet sie einen klar abgegrenzten Bereich des ›Dazwischen‹ mit einer eigenen Qualität. Dann lässt sie sich als Ort der Passage begreifen, die notwendig zwei aneinander grenzende separate Bereiche verbindet und zwischen ihnen vermittelt, so wie man z. B. eine Türschwelle betreten kann (vgl. Audehm/Velten 2007: 14).⁶ Versteht man sie räumlich, gibt es ein Davor und ein Dahinter, ein Außen und ein Innen, versteht man sie zeitlich, gibt es ein Davor und ein Danach.

Victor Turner hat Schwellen im Anschluss an Arnold van Genneps Überlegungen zu Übergangsriten (*rites de passage*⁷) zum einen in einen prozesshaften und praxeologischen Zusammenhang gestellt und zum anderen mit bestimmten Strukturmerkmalen in Beziehung gesetzt: Van Gennep stellt an den Übergangsriten, die einschneidende Übergänge begleiten – z. B. in der mit einem sozialen Statuswechsel verbundenen Entwicklung von Individuen innerhalb einer Gesellschaft – drei Phasen fest, nämlich *separation*, *transition* und *incorporation*. Die mittlere Phase, auch mit dem lateinischen Wort für Schwelle, *limen* bezeichnet, ist als Transformationsphase – als Phase der *antistructure*, der Ambiguität, des Verwischens, des Nivellierens von Unterschieden – zu verstehen, weil sich, während man sie durchläuft, bestimmte sozial gültige Strukturen verflüssigen und dadurch Neustrukturierungen möglich werden (vgl. Turner 1982). Der (zeitliche) Statuswechsel geht dabei nicht selten mit einem (räumlichen) Übergang einher, sei es das Überschreiten einer Türschwelle zu einem Tempel, eine lange Pilgerreise oder ein Umzug in eine andere Wohnung, ein anderes Gebiet (vgl. ebd.: 24f. und 27f.).

Keht man in diesem Zusammenhang noch einmal zur Frage zurück, wie sich die Schwelle auf die Eigenschaften des Davor und Danach bezieht, so müsste man davon sprechen, dass die Transformationsphase, auf der Ebene der Strukturen gedacht, nicht alle Struktureigenschaften des Davor übernimmt, sondern nur einige Elemente mit den Vorgängerstrukturen gemeinsam hat: Liminalität besteht somit wesentlich darin, innerhalb dieser ungeordneten *antistructure* – in diesem Dazwischen (*betwixt-and-between*) als Weder-noch – die Möglichkeit zu eröffnen, den vorhandenen, gewohnten Elementen der Kultur sowohl neue hinzuzufügen als auch diese frei und spielerisch neu und ungewöhnlich zu kombinie-

räumlichkeit (*interspatialité*). Lévy fasst darunter drei Arten: Schnittstelle (*interface*), Koräumlichkeit (*cospatialité*) und räumliche Kammerung (*emboîtement*) (vgl. Lévy 2003d und Kapitel 4.1).

6 | In Anlehnung an Erika Fischer-Lichte betonen die Autoren, dass im Gegensatz zu Grenzen, die ihre Überschreitung zu verhindern suchen, Schwellen in der Funktion, regelrecht zum Durchgang einzuladen, das subversive Potential der Überschreitung verlieren (vgl. Audehm/Velten: 2007: 15).

7 | Auch Benjamin beginnt seine Überlegungen zu den Schwellenerfahrungen mit van Genneps *Rites de passage* (vgl. Benjamin 1991: 617).

ren.⁸ In dieser Art Niemandsland der Unbestimmtheit setzt eine Gesellschaft das kreative Potential frei, nicht nur zu ihrer analytischen (kritischen) Selbstreflexion, sondern auch zur ihrer Innovation. So betrachtet erscheint die *antistructure* als *protostructure* (vgl. ebd.: 32 und 42).

Im Unterschied zu diesem Modell, das zwar zyklisch wiederkehrende Vorgänge vorsieht, diese aber unidirektional versteht, werden Schwellen von anderen Theoretiker/-innen als Zonen wechselseitiger Überschneidung konzipiert. Dadurch ergeben sich wiederum zwei Vorstellungsmuster, die man analytisch voneinander unterscheiden kann: nämlich, wie oben bereits an zweiter bzw. dritter Stelle erwähnt, ein Übereinanderlegen und ein Ineinanderblenden. Ersteres evoziert eher das Bild einer Schnittmenge, also einer Mehrfachzugehörigkeit der beteiligten Elemente, letzteres eher das Bild ihrer Mischung und Kreuzung, verbunden mit Unbestimmtheit.

Diese beiden Modi werden z.B. durch das Konzept der *overlaps* und *fuzzy sets* stark gemacht, um das Denken in Binäroptionen, in Entweder-oder-Logiken zu überwinden. Vilém Flusser hat mit diesen Begriffen die Grenze als stabile Demarkationslinie infrage gestellt und sie – auch wenn er den Begriff der Schwelle nicht benutzt – in ihrer Ausdehnung als Grenzgebiet gefasst. Dadurch wird, wie Rainer Guldin herausgearbeitet hat, nicht der trennende Aspekt, sondern die »Beziehungs- und Verbindungsdimension von Grenzen« (Guldin 2011: 45) in den Vordergrund gerückt: Grenzen sind, Flusser zufolge, als Gebiete zu verstehen, in denen Regionen in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen (vgl. Flusser 2009: 244). Im Falle des *overlap* überschneiden sie einander, bilden »graue Zonen, in denen sich Felder überdecken« (Flusser 1996: 62), wie Flusser bezeichnenderweise am Beispiel Luxemburgs erläutert:

»Ganz Luxemburg ist eine Frage von Grenzen. Es ist wahr, daß es eine bestimmte luxemburgische Sprache gibt, aber in Wirklichkeit wird in diesem Grenzgebiet zur selben Zeit Französisch und Deutsch gesprochen. Man spricht dort von Regionen, in denen Kulturen aufeinanderliegen« (ebd.: 93).

Im Fall des *fuzzy set* wiederum »dringt eine der Regionen tiefgreifend ins Zentrum der andern ein und umgekehrt« (ebd.). In diesem Fall geht es insbesondere darum, Differenzen nicht grundsätzlich zu negieren, sondern sie in ein multidimensionales Feld komplexer Relationen zu stellen. Denn nur, weil die Bereiche auch unterscheidbar bleiben, können sie in den Grenzgebieten miteinander interagieren, sich kreuzen, ineinandergreifen: Flusser betont entsprechend, dass die Bereiche »nicht ineinander verschwimmen, auch nicht einander überdecken, sondern daß diese zu *fuzzy sets* werden« (ebd.: 246). Dieses Denken in »unscharfen Mengen« erlaubt es, graduelle Zugehörigkeiten zu analysieren, also nachzu-

8 | Im Original heißt es: »Free or ›ludic‹ recombination in any and every possible pattern« (Turner 1982: 28).

weisen, dass ein Element sowohl mehreren, inkongruenten Bereichen zugeordnet ist, als auch, dass dies in unterschiedlichen, nicht scharf umrissenen Zugehörigkeitsgraden (»ein bisschen«, »stark« usw.) geschieht (Guldin 2011: 40f.).

An diese *fuzzy logic* schließen indirekt auch neuere Überlegungen aus den Planungswissenschaften an, und zwar im Sprechen von *fuzzy boundaries* und *soft spaces*. Damit wird ein neues kleinteiligeres Planungsdenken in der Regionalentwicklung möglich, die so nicht mehr nur im Rahmen bestehender strikter politischer Verwaltungsgrenzen operiert. Vielmehr können auch »weiche«, funktional gedachte und mitunter untereinander abweichende Planungsgebiete berücksichtigt werden. Regionalplanung wird somit zum Wechselspiel verschiedener, sich überschneidender und miteinander interagierender Ebenen: Im Planungsprozess werden z. B. Fragen der vorgefundenen Geographie, des Transports und der Infrastruktur, des Immobilienmarkts, der Gesundheit und der Bildung miteinander ins Verhältnis gesetzt und gewichtet. Dadurch können Überlagerungen verschiedener Grenztypen sichtbar gemacht werden, wie z. B., dass bestimmte territoriale und soziokulturelle Grenzziehungen nicht zwingend kongruent sein müssen bzw. nicht – wie dies von Ansätzen, die den Raum als Container denken, meist analytisch privilegiert wird – schablonenhaft aufeinander abgebildet werden. Dieses Interesse an neuen, multiplen Planungsfaktoren führt auch zu »*fuzzy professional boundaries of spatial planning*«, also zu einer Erweiterung der am Planungsprozess beteiligten Disziplinen (vgl. Allmendinger/Haughton 2009: 617f., 620, 625f. und 627). Dabei stehen vermehrt funktionale Fragen bzw. konkrete soziale Praktiken und nicht mehr nur ein topographisch gedachter Raum im Vordergrund. Diese analytische Perspektive ermöglicht insbesondere in Grenzregionen die Rekonstruktion von Raumgebilden, die »quer« zu nationalen Grenzen liegen und sich aus den konkreten grenzüberschreitenden Praktiken ergeben.⁹

Etwas allgemeiner diesen Modi der Inkongruenz, Mischung und Unbestimmtheit verhaftet sind Theorien der Transdifferenz. Ähnlich wie bei den Theoretiker/-innen der *overlaps* und *fuzzy sets* zielt das »trans-« der Transdifferenz nicht darauf, Differenzen zu nivellieren, sondern an ihnen komplementäre Betrachtungsweisen zu entwickeln. Dadurch ermöglicht das Transdifferenzkonzept, Differenzen anders in den Blick zu nehmen, um Momente »der Ungewissheit, der Unentscheidbarkeit und des Widerspruchs« zu untersuchen, »die auf der Basis binärer Ordnungslogik ausgeblendet werden« (Lösch 2005: 27). Dieses Konzept lässt sich wiederum, wie Britta Kalscheuer gezeigt hat, mit räumlichen Konfigurationen verbinden: Transdifferenz lässt dann Grenzen nicht als Demarkationslinien sichtbar werden, sondern als Zonen »interkulturellen Dialogs« (ebd.: 43), in denen konfligierende Selbst- und Fremdbilder der beteiligten Kulturen ausgehandelt werden. Transdifferenz bezeichnet in diesem Zusammenhang die vorübergehende und immer nur flüchtige Destabilisierung einer klaren Dif-

9 | Einen entsprechenden heuristischen Bezugsrahmen bietet der Ansatz »Räume der Grenze« (Wille i.E.).

ferenzsetzung zwischen einem ›Eigenen‹ und einem ›Anderen‹, einem ›Wir‹ und einem ›Sie‹, insofern jeder Versuch einer eindeutigen und stabilen Grenzziehung durch alternative Abgrenzungen vereitelt werden kann (vgl. Kalscheuer 2005: 74; Lösch 2005: 36). Dies hat auch Folgen für die im selben Komplex gefangenen Identitätszuschreibungen: Sie unterliegen im gleichen Prozess einer beständigen Neupositionierung (vgl. Kalscheuer 2005: 75).¹⁰ Die Grenze wird auf diese Weise zum Interaktionsraum, und Kulturen werden, wie Klaus Lösch in Anlehnung an James Clifford formuliert, zum »Produkt der *Interaktion* von Systemen, deren Grenzen freilich erst in diesem Austauschvorgang gezogen und beständig revidiert werden« (Lösch 2005: 33).

Der Blick auf die Grenze als Schwelle führt schließlich wieder zurück zur Frage, wie es überhaupt möglich ist, Grenzen einzusetzen – oder genauer: zu markieren, sichtbar zu machen. Bereits der Rückblick auf historische Formen der Grenzverwaltung hat gezeigt, dass territoriale Grenzen in der Regel eines wie auch immer schmalen ›Saums‹ bedürfen, wenn ihre Wirksamkeit gesichert werden soll. Jacques Derridas Dekonstruktion von Kants »Analytik des Schönen« aus der *Kritik der Urteilskraft* legt es nahe, dies noch radikaler zu formulieren: Jede durch eine Grenze umschlossene ›innere Ordnung‹ (bei Derrida/Kant: dasjenige, was als schöner Gegenstand beurteilt wird) wäre dann immer nur scheinbar von dem Saum, der diese Grenze markiert, unabhängig. In Wirklichkeit könnte es ohne ihn nicht existieren, von ihm nicht abgelöst werden (vgl. Derrida 1992).

Ob das für jede Form von Grenze gilt, ob also immer eine Form der Ausdehnung der Grenzlinie zu einer Schwelle vorausgesetzt werden muss, wäre im Einzelnen allerdings noch zu diskutieren. Dass diese Frage vorerst unbeantwortet bleibt, tut der analytischen Notwendigkeit, die genannten drei Aspekte der Grenze, ihre Einsetzung, ihre Überschreitung und ihre Ausdehnung zur Schwelle, zu unterscheiden, keinen Abbruch. Sie werden in den Beiträgen in diesem Band aufgegriffen und in den jeweiligen empirischen Untersuchungen unter den Aspekten Raum- und Identitätskonstruktion diskutiert.

2.2 RÄUME: ZUGÄNGE UND UNTERSUCHUNGSPERSPEKTIVEN

Christian Wille und Markus Hesse

Die Kategorie ›Raum‹ findet seit Ende der 1980er Jahre in den Kultur- und Sozialwissenschaften verstärkt Beachtung. Die damit verbundene Aufwertung von ›Raum‹ unter dem Stichwort *spatial turn* hat wiederum eine Reihe von Differenzierungen hervorgebracht, von denen der *typographical turn* besonders in den Literatur- und Medienwissenschaften eine Rolle spielt. Der Begriff *spatial turn* knüpft an Diskussionen der Postmoderne an und wurde u.a. vom Geographen Edward

10 | Kalscheuer bezieht sich dabei auf Lossau 2002: 176.

W. Soja prominent platziert. Er forderte mit diesem Terminus erstens eine stärkere Berücksichtigung von räumlichen Kategorien und Konditionen gesellschaftlicher Entwicklung an sich, verstand diese aber zweitens als soziale Bedingtheit von Raum – nicht als räumliche Konstitution von Gesellschaft. Soja (1989 und 1996) plädiert im Anschluss an Henri Lefebvre (1974) dafür, sich vom ›Raum‹ als naturräumliche Gegebenheit abzuwenden und vielmehr seine gesellschaftlichen Produktionsprozesse in den Blick zu nehmen. Diese Herangehensweise war praktisch im gleichen Zeitraum Benno Werlens Ausgangspunkt zur Entwicklung einer handlungstheoretischen Konzeption von Geographie als Gesellschaftswissenschaft, die das tradierte Verständnis von Geographie als Raumwissenschaft überwinden wollte (vgl. z.B. Werlen 2008).

In genau diesem Kontext wird in diesem Band die Frage nach ›Raum‹ als Frage nach seinen sozialen Konstruktionsprozessen in verschiedenen thematischen Feldern bearbeitet. Dafür maßgeblich ist die – mit Lefebvre im Anschluss an Simmel (1992) breit rezipierte – sozialemergente Perspektive auf Raum. Ihre bis heute anhaltende Konjunktur und Weiterentwicklung setzte in den 1990er Jahren ein, ausgelöst durch eine Reihe von gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen. Durch sie wurden in den Sozial- und Kulturwissenschaften vermehrt Fragestellungen aufgeworfen, die sich zunächst auf zwei augenscheinlich gegensätzliche Positionen verkürzen lassen: auf das vermeintliche Verschwinden von Raum und auf die vermeintliche Wiederkehr von Raum. Angesprochen ist damit zunächst die Enträumlichungsthese, die mit der Entwicklung von Transport- und Kommunikationsmedien, mit Raum-Zeit-Konvergenzen und der grenzenlosen Gesellschaft für einen Bedeutungsverlust von Raum argumentiert. Daneben geht die Verräumlichungsthese – mit denselben Argumenten – von einer wachsenden Diversifizierung räumlicher Bezüge aus (vgl. Kajatzke/Schroer 2010: 195). Damit ist bereits angedeutet, dass es sich beim vermeintlichen Verschwinden und einer entsprechenden Wiederkehr von Raum nicht um sich einander ablösende, sondern um gleichzeitig beobachtbare Prozesse handelt, die zudem interpretationsabhängig sind. Beide sind auch nicht notwendigerweise im Widerspruch zueinander zu verstehen, sondern können als eng miteinander verknüpfte, dialektische Kategorien aufgefasst werden. Das empirisch zu bestimmende Verhältnis von Enträumlichung und Verräumlichung bildet einen der Gegenstände in diesem Band, der sich Phänomenen im Kontext von Grenzen und Grenzregionen zuwendet. Dafür leitend ist die Überlegung, dass die theoretische Kategorie ›Raum‹ im Zusammenhang mit Grenzverhandlungen in besonderer Weise herausgefordert ist; oder in anderen Worten: Hier lassen sich Prozesse der Ent- und Verräumlichung empirisch besonders gut beobachten. Bachmann-Medick (2006: 297) stützt diese Überlegung, wenn sie auf »Grenzen und Grenzüberschreitungen« als »herausgehobene[n] Forschungsfelder[n] des *spatial turn*« verweist. Eine der diesen Band durchziehenden Untersuchungsfragen ist damit jene nach den Raumkonstruktionen, die aus institutionellen, medialen und alltagskulturellen

Praktiken hervorgehen und im Zusammenhang stehen mit Prozessen der Grenz-ziehung, -überwindung und -ausdehnung.

Die dafür herangezogenen Raumbegriffe repräsentieren jeweils verschiedene analytische Zugänge zum ›Raum‹. Diese Vielfalt spiegelt sich in einschlägiger Literatur auch dort wider, wo das Verschwinden von Raum betont und dabei zumeist auf geographische Räume und Nationalstaaten Bezug genommen wird. Dort hingegen, wo von der Wiederkehr des Raums die Rede ist, wird sich neben dem physisch-materialen oder territorialen Raum zumeist auf eine relationale Raumfigur gestützt, die dann z.B. in sozialen, virtuellen oder transnationalen Räumen ihren Ausdruck findet (vgl. Schroer 2008: 135). Diese unterschiedlichen und auch innerhalb der Disziplinen kursierenden Raumtypen lassen bereits vermuten, dass eine allgemeingültige Bestimmung der Kategorie ›Raum‹ nicht möglich ist und dass für die Untersuchung von Raumproduktionen verschiedene Raumtypen zugleich mobilisiert werden (müssen). Im Folgenden werden daher zunächst zentrale Zugänge zum ›Raum‹ dargelegt und anschließend die in diesem Band gewählten Forschungsperspektiven näher vorgestellt.

2.2.1 Zugänge zum ›Raum‹

Mit Blick auf den Gegenstand ›Raum‹ wird zwischen unterschiedlichen Begrifflichkeiten und jeweils zu Grunde liegenden theoretischen Vorverständnissen unterschieden, die sich im Raumdiskurs jeweils spezifisch historisch entwickelt haben. Zunächst geht eine weit verbreitete Sichtweise der klassischen Geographie von einem Begriffsverständnis aus, das Raum *erstens* als materielle Substanz voraussetzt, ihm eine Wirkmächtigkeit auf die in ihm befindlichen Gegenstände zuschreibt und von einem Gebilde mit eigener Wesensart ausgeht. Dieses Raumverständnis hat seine Wurzeln im klassischen naturwissenschaftlichen Denken in der Tradition Isaac Newtons, nach der Raum als kausal wirksamer Behälter für alle natürlichen, stofflich-materiellen wie auch humanen Prozesse und Artefakte betrachtet wird. Für diese mechanistische Klassifizierung von Raum hat sich auch die Metapher des Containers eingebürgert. Aufbauend auf einer Reihe von kausal-analytischen Kurzschlüssen lag das Denken in den Kategorien des Container-Raums auch den im frühen 20. Jahrhundert entwickelten ersten humangeographischen Konzeptionen von Friedrich Ratzel und Alfred Hettner zugrunde. Die logische Verknüpfung von erdräumlichen Gegebenheiten mit einer jeweils spezifischen Konstitution von Gesellschaft wurde nicht viel später auf verhängnisvolle Weise Gegenstand der nationalsozialistischen Eroberungspolitik, die u.a. mit dem aus der Biologie entlehnten Kampfbegriff des Lebensraums und der These vom vermeintlichen ›Volk ohne Raum‹ begründet wurde. Ein derart essentialistisches, territorialisiertes Raumverständnis liegt auch heute noch vielen Ordnungskonzepten der raumbezogenen Planung zugrunde, auch wenn die Bindekräfte des Räumlichen sich längst verflüssigt haben und die Zirkulation von

Personen, Gütern, Kapital, Informationen, Politiken usw. die räumlich begründeten hierarchischen Ordnungsmuster nahezu obsolet gemacht haben.

Daneben versteht eine relationale Perspektive *zweitens* den Raum als Struktur bzw. als eine Abstraktion der Lagestrukturen der ihn konstituierenden physisch-materiellen Gegenstände. Dieses Raumverständnis hat seine Ursprünge noch in der abstrakten Konzeption von Geographie als einer Raumwissenschaft, die durch Walter Christallers Zentrale-Orte-Konzeption sowie die aufkommende quantitative Methodologie der Regionalwissenschaften und Geographie (insbesondere in den USA) vorangetrieben wurde. Während die ursprüngliche Annahme der Geographie als Kausalwissenschaft von der Erdoberfläche weiterhin vorausgesetzt wurde, konstituierte sich Raum nun als »Form der Ordnung des Nebeneinanders der Dinge über unterschiedliche Distanzen hinweg« (Werlen 2009: 150). Er wird demgemäß als eine »Konstellation von Gegebenheiten verstanden, die sich durch eine bestimmte Anordnungsstruktur und eine Vielzahl funktionaler Verknüpfungen bzw. Relationen auszeichnen« (ebd.), die dieser Struktur unterliegen. Während Raum insofern schon als Produkt von Beziehungssystemen, statt als quasi naturgemäßes Ergebnis von erdräumlichen Sachverhalten galt, wurde dieser Gegenstand zu jener Zeit noch im methodologischen Kategoriensystem der Raumwissenschaften zu erfassen und zu verstehen versucht, v.a. über die Identifikation von Kausalitäten und Gesetzmäßigkeiten, denen analytisch vorwiegend mit quantitativer Empirie und Modellbildung auf den Grund gegangen wurde. Erst in den 1990er und 2000er Jahren haben sich im relationalen Forschungsparadigma erweiterte Zugänge durchgesetzt; etwa solche, die die Konstitution und Organisation des Akteurshandelns oder die Rolle von Institutionen unterschiedlichster Art in den Blick genommen haben (vgl. z.B. Bathelt/Glückler 2012).

Im Zuge der weiteren Pluralisierung von Raumverständnissen im Kontext der kulturtheoretischen Wende wird Raum *drittens* als Bedeutung dort stark gemacht, wo v.a. Sinnzuschreibungen und -zuweisung in der Auseinandersetzung mit der physisch-materiellen Welt betrachtet werden. Grundsätzlich geht es darum, die Beziehung zwischen Raum und Gesellschaft neu zu bestimmen. Dies geschieht ontologisch durch eine strikte Trennung von physisch-materiellem, sozial-kulturellem und mentalem Raum, und epistemologisch durch eine Umkehrung des Verhältnisses von Raum und Gesellschaft. Raum wird im Sinne der Werlenschen Konzeption von Sozialgeographie als Manifestation gesellschaftlicher Strukturen (Regelungssysteme, Kommunikation, Politiken) sowie individueller Wahrnehmungen, Setzungen und Praktiken verstanden, die Raum »produzieren« (siehe unten zu dieser zentralen Begrifflichkeit bei Lefebvre).

»Es ist dringend erforderlich, den Grundprinzipien der Moderne, auf denen spätmoderne Gesellschaften in vielerlei Hinsicht aufbauen, nicht nur in sozial-kultureller Beziehung, sondern – weiterführend – auch bezogen auf ein entsprechendes geographisches Weltbild konsequent Rechnung zu tragen. Das heißt, dass nicht mehr ein jedem Handeln vorausgehender Raum im Zentrum des Weltbildes stehen kann, sondern die handelnden, körper-

lichen Subjekte, die von ihrer erdräumlichen Position aus [...] ›Welt-Bindungen‹ [...] verwirklichen« (Werlen 2009: 153).

Auf diese Weise soll die traditionell starke Stellung von Raum im Sinne des oben genannten Container-Raums zugunsten der Analyse gesellschaftlicher Raumverhältnisse überwunden werden. Dabei wird Raum auch im metaphorischen Sinne unterschieden, wenn materielle Aspekte weitgehend ausgeblendet und Ordnungsstrukturen oder Beziehungen unter einen Oberbegriff gefasst werden.

2.2.2 Zugänge zu Raumkonstruktionen in diesem Band

Die Gesamtheit der hier genannten Zugänge erlaubt es, soziale Phänomene mit ihren physisch-materiellen Aspekten als relationales Beziehungsgeflecht zu betrachten, ebenso wie die in den Prozessen – die solche räumlichen Beziehungen hervorbringen – eingelagerten bzw. mobilisierten Bedeutungen. Diese beiden spezifischen Perspektiven auf Raum, die relational-beschreibende und die symbolisch-interpretative, werden in raumsensiblen Untersuchungen oft gemeinsam verhandelt und im Kontext der Grenze zumeist vor der ›Hintergrundfolie‹ einer territorialen nationalstaatlichen Ordnung gedacht. Diese wird dann zumeist dem Sozialen als ein Mosaik von Behälterräumen ›hinterlegt‹, welche aber konsequenterweise in relationaler und symbolischer Perspektive zu betrachten sind.

Die dargelegten Zugänge und ihre in vielen Untersuchungen oft nur ›mitgemeinten‹ und nicht explizierten Verknüpfungen befördern einen unscharfen Gebrauch der Kategorie ›Raum‹. Gleichzeitig aber bieten sie disziplinenübergreifend vielfältige Anknüpfungspunkte, auf denen nicht zuletzt die Konjunktur des *spatial turns* gründet und die auch in diesem Band nutzbar gemacht werden. Im Kontext der Grenze erweisen sich besonders die an Beziehungen und Bedeutungen orientierten Raumkonzepte als gewinnbringend. Sie helfen die Vorstellung der Wirkmächtigkeit von (nationalen) Container-Räumen – von der sich auch wissenschaftliches Denken oft nicht zu emanzipieren vermag – zu überwinden und die in grenzüberschreitenden Bezügen besonders sichtbar werdende Auflösung der vermeintlich ›natürlichen‹ Einheit von territorialem Raum und des ihm ›fest eingeschriebenen‹ sozialen Raums zu untersuchen. Die verschiedenen Raumkonzepte helfen also, die hier unterstellte ›Verschachtelung‹ von Raumtypen und die zu untersuchenden Prozesse ihrer ›Entschachtelung‹ analytisch zu entschlüsseln und empirisch in den Blick zu nehmen. Daher geht es in diesem Band nicht darum, die Vielfalt der Raumbegriffe zugunsten eines Modells aufzulösen, sondern ihre Pluralität und die mit ihnen verknüpften Zugänge produktiv zu nutzen. Demfolgend wird in den Fallstudien versucht, jeweils »den Einzelfall [zu] berücksichtigen und sich dabei der theoretischen Vielfalt, Raum zu denken, [zu] bedienen« (Kajetzke/Schroer 2010: 203).

Dieser multiperspektivische Zugang zum Raum ist nicht neu, sondern wird und wurde von verschiedenen Autoren praktiziert. Für diese stellvertretend kann

der oben erwähnte französische Sozialphilosoph Henri Lefebvre stehen. Er fasst Raum als einen sozial hergestellten und koppelt den Prozess seiner Produktion an gesellschaftstheoretische Fragestellungen (vgl. Lefebvre 1991); er unterscheidet zwischen drei Raumformanten: (1) Die räumliche Praxis (*pratique spatiale*), die einen materiell wahrgenommenen Raum (*l'espace perçu*) im Zuge des Alltagshandelns hervorbringt; (2) die Repräsentation von Raum (*représentation de l'espace*) im Zuge von machtvollen Praktiken, die einen Raum des Wissens, der Zeichen und der Codes (*l'espace conçu*) erzeugen und (3) der Raum der Repräsentation (*espace de représentation*) der erlebenden Subjekte, die einen er-/gelebten Raum (*l'espace vécu*) in symbolischer Hinsicht produzieren. Ohne auf das Werk Lefebvres weiter eingehen zu können, ist hier das Anliegen zu unterstreichen, physischen und sozialen Raum zugunsten einer Praxisperspektive zusammenzudenken, das empirische Zusammenwirken verschiedener Raumkonzeptionen zu entschlüsseln, die Rolle des (menschlichen) Körpers für Raumkonstruktionen zu betonen und eine Kontingenz- bzw. Prozessperspektive auf Raum einzunehmen (vgl. Kajetke/Schroer 2010: 196).

Auch Michel de Certeau verfolgt diese Anliegen, wenn er die Unterscheidung zwischen Ort (*lieu*) als ›objektive‹ physisch-materielle Welt und Raum (*espace*) als eine mit Bedeutung ›überzogene‹ Materialität einführt (vgl. de Certeau 1997). Der französische Soziologe fokussiert auf sogenannte Ortspraktiken (*pratiques de lieu*), die den Umgang mit Orten bezeichnen und in Raumproduktion münden. Ortspraktiken stehen dann dafür, wie Individuen sich die physisch-materielle Umwelt aneignen bzw. ihr Sinn verleihen. Die vielzitierte Textstelle, eine Straße verwandle sich erst durch einen Gehenden in einen Raum (vgl. de Certeau 2006: 345), soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Orte auch über Erzählungen und über die mit ihnen verbundenen Sinnzuweisungen in Räume ›verwandeln‹. Auch de Certeau schlägt also eine praxistheoretische Brücke zwischen physischem und sozialem Raum; er entwirft Raum aber explizit als eine in Zeit und Bewegung eingelassene soziale Produktion, die als topologische Struktur wiedergegeben und an das relationale Raumkonzept rückgebunden werden kann.

Der Ansatz der ›medialen Identitätsräume‹ (Hipfl 2004: 16ff.) folgt epistemologisch Lefebvre und de Certeau; Codes und Repräsentationen sowie der metaphorische Raumbegriff spielen bei Brigitte Hipfl aber eine herausgehobene Rolle. Die Medien- und Kulturwissenschaftlerin geht davon aus, dass ›Medien, Identität und Raum untrennbar miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig konstituieren‹ (Hipfl 2004: 16). Vor diesem Hintergrund unterscheidet sie die (1) Produktion geopolitischer Räume, die über Berichterstattungen bzw. die dort eingelagerten Bedeutungszuweisungen und Differenzierungen hervorgebracht werden. Ihr geht es somit um ›imaginative Geographien‹ (vgl. Said 1978), die Identitäten konstruieren und mit dem Begriff der ›imaginierten Gemeinschaften‹ (vgl. Anderson 2006) in Verbindung gebracht werden können. Daneben fasst Hipfl Medien selbst als Räume, und zwar als (2) semiotische Räume, ›in‹ denen sich Identitätsformierungen anhand der dort vollzogenen Differenzierungen,

Grenzüberschreitungen, Ein- und Ausschlüsse beobachten lassen. Schließlich eröffnet Hipfl (2004) einen analytischen Zugang, der auf die Rezeption von Medien abstellt. Mit dem Konzept der (3) Zwischen-Räume, die in der Interaktion von Medien und Rezipienten entstehen, soll der Blick einerseits auf die medial vermittelten Identitätsangebote (der semiotischen Räume) gelenkt werden, andererseits aber v.a. auf ihre Umdeutungen bzw. kontingenten Aneignungen, die nicht in den Medien selbst, sondern im Verhältnis zwischen Medien und Rezipienten angelegt sind. Auch wenn Hipfl (2004) eine andere Trialektik der Raumtypen als Lefebvre entwickelt, gelingt es ihr, die Pluralität des Raumbegriffs zu nutzen, um gesellschaftliche Produktionen von Räumen und Identitäten weitgreifend zu erfassen und analytisch zugänglich zu machen.

Diese Beispiele, ›Raum‹ vielfältig zu denken und produktiv zu wenden, gehen von der sozialen Bedingtheit und Prozesshaftigkeit von Räumen aus. Für ihre Untersuchung werden nicht die Räume ›als solche‹, sondern die Praktiken ihrer Hervorbringung mit den jeweils beteiligten Subjekten, Körpern, Artefakten, Weltbildern, Bedeutungen und Machtverhältnissen betrachtet. Diese »methodische Untersuchungseinstellung« (Bachmann-Medick 2006: 303) – *ausgehend* und *entlang* von sozialen Praktiken und ihren Materialisierungen – lässt sich übertragen auf verschiedene Formen der Raumkonstruktionen, die sich allerdings empirisch oft überlagern. Sprachlich-kommunikative Raumkonstruktionen (z.B. imaginative Geographien, semiotische Räume, *l'espace conçu*) sind eher über diskurs- und zeichentheoretischen Ansätze zugänglich, um raumbezogene Semantisierungen und ihre performativen Techniken der Zuweisung und Repräsentation aufzudecken. Alltagspraktische Raumkonstruktionen (z.B. *l'espace vécu*, *les espaces/pratiques de lieu*) werden eher über praxistheoretische Zugänge rekonstruierbar, die sich den alltäglichen Geographien der Subjekte als topologische Strukturen und symbolische Verräumlichungen zuwenden. Für beide Formen der Raumproduktion zentral sind Relationen bzw. Topologien sowie die auf die physisch-materielle Welt bezogenen Sinnzuschreibungen und -deutungen, die wiederum Aussagen ermöglichen über Identitätskonstruktionen. Denn während Unterscheidungen, Relationen, das ›Sprechen‹ von einem Innen/Außen (raumbezogene) Differenzsetzungen anzeigen, geben diese gleichzeitig Auskunft über (Selbst-)Positionierungen und damit über Identitäten.

Daran anknüpfend bildet die Bedeutungsebene und die Kontingenz von Räumen bzw. Identitäten ein Leitthema in diesem Band. Unterschieden wird zwischen drei Untersuchungsperspektiven, die unter Rückgriff auf unterschiedliche Raumkonzepte in den folgenden Kapiteln entwickelt werden, sich dort aber ebenso überlagern. Es handelt sich um (1) eine machtkritische Perspektive auf Raum, die sich besonders Politiken und Normierungen zuwendet, die in Raumkonstruktion wirksam und verhandelt werden; um (2) eine an Medien orientierte Perspektive auf Raum, die diese als Konstrukteure und Projektionsflächen versteht, ebenso wie hier Medien selbst als Räume in den Blick geraten und um (3) eine subjektzentrierte Perspektive, die Raumkonstruktionen im Zuge alltagskulturel-

ler Praktiken untersucht. Diese Perspektiven fokussieren z.T. auf unterschiedliche Gegenstände, jedoch stets auf die Konstruktionsprozesse von Räumen ohne dem Denken in vorgängig gesetzten Raumkategorien aufzusitzen.

Die *machtkritische Perspektive auf Raumkonstruktionen* durchzieht diesen Band insgesamt, insbesondere Kapitel 3. Ausgangspunkt dort ist die Annahme, dass Räume mehr oder weniger offensichtlich von Herrschafts- und Machtverhältnissen, genauer von Politiken und Normierungen, geprägt sind. Um diese offenzulegen, werden die in Raumkonstruktionen angelegten Differenzierungen, Bedeutungszuweisungen, Hierarchisierungen und andere Techniken der Machtübung untersucht. Dabei wird u.a. an die Überlegungen von Julia Lossau (2004) und von Michel Foucault (1976) angeknüpft.

Lossau (2004) untersucht in ihren Arbeiten Anfang der 2000er Jahre, die eher den sprachlich-kommunikativen Raumkonstruktionen zuzurechnen sind, inwiefern Soziales über Praktiken der Verortung bzw. über symbolische Verräumlichungen naturalisiert wird. Ihre Überlegungen basieren im Anschluss an Said (1978) auf einem konstruktivistischen Raumverständnis, d.h. dass Wirklichkeit immer »erst [entsteht] durch kontinuierliche Bedeutungszuweisungen; durch Sprechen oder Schreiben« und dass die dafür verwendeten Repräsentationen »immer auch in Fragen nach Macht und Herrschaft eingelassen sind« (Lossau 2003: 104). Repräsentationsarbeit – als performative Praktik der Raumkonstruktion – ist somit immer gekoppelt an eine »Politik der Verortung« (Lossau 2002). Eine machtkritische Perspektive auf Raum einzunehmen bedeutet dann zu hinterfragen, wer was wie repräsentiert bzw. »verortet« und zu welchem Zweck. Die Analysearbeit stellt daher weniger auf die in räumlichen Konstruktionen verwendeten Gegenstände ab, sondern darauf, »auf welche Art und Weise diese Gegenstände [...] betrachtet und damit (re-)produziert werden« (Lossau 2003: 110).

Eine andere aber ähnlich gelagerte Perspektive entwickelt Foucault, der sich stärker alltagspraktischen Raumkonstruktionen zuwendet. Dafür stehen zunächst Architekturen als Steuerungsmedien, die über ihre Dispositionen und Materialitäten Lenkungseffekte erzeugen, d.h. Techniken der Macht, mit denen sich Körper und kulturelle Praktiken anordnen und beherrschen lassen (vgl. Foucault 1976). Demfolgend kann dann nach den Territorialisierungsstrategien von Architektur oder – wie z.T. in Kapitel 3 – noch grundsätzlicher danach gefragt werden, »welche Funktionen Raumproduktionen bei der Steuerung von Bevölkerung erfüllen und wie sich durch Territorialisieren und Zonieren menschliches Handeln und gesellschaftliche Teilhabe lenken lässt« (Schreiber 2009: 202). Daneben ermöglicht Foucault dort eine machtkritische Perspektive, wo alltagskulturelle Praktiken als Kristallisationspunkte von Raumkonstruktionen betrachtet werden. Das analytische Augenmerk richtet sich dann erst in einem zweiten Schritt auf die jeweils hervorgebrachten Raumfiguren, zunächst stehen die die Raumpraktiken mehr oder weniger »anleitenden« Subjektivierungen und Subjektivierungen im Zentrum. Diese können anhand von alltagskulturellen Logiken auf Subjektebene untersucht werden, die sich in sozialen Praktiken und

den dort hervorgebrachten räumlichen Verhältnissen manifestieren (vgl. Kapitel 5). Aus dem Blickwinkel der Subjektivationen können – ähnlich wie im Konzept der »Politik der Verortung« (Lossau 2002) – raumbezogene Repräsentationen auf symbolische Aufladung und Codierung befragt werden (vgl. Kapitel 3 und 4). Mit dem Ansatz der Gouvernamentalität stellt Foucault ein gewinnbringendes Instrument bereit, um Raumkonstruktionen machtkritisch und über unterschiedliche Zugriffe zu untersuchen.

Die an *Medien orientierte Perspektive auf Raumkonstruktionen* in diesem Band schreibt sich weitgehend in das Forschungshandeln im Kontext des *topographical turn* (vgl. Wagner 2010; Weigel 2002) ein. Damit wird sowohl die Untersuchung von raumkonstitutiven Codierungen und Repräsentationstechniken in kulturellen Medien als auch die semiotische Lesart von physisch-materiellen Räumen bezeichnet. Für solche »topographischen Lektüren« sind raumbildende Konstruktionsmechanismen zentral, die der Literaturwissenschaftler Edward W. Said mit dem oben erwähnten Konzept der »imaginativen Geographien« (vgl. Said 1978) thematisiert. In seinen Arbeiten rekonstruiert er u.a. den Orient-Diskurs des Westens und zeigt auf, wie der dort konstruierte Andere für die koloniale Expansion des Westens instrumentalisiert wird; oder in anderen Worten: »wie aus imaginierten Geographien machtvolle Instrumente zur Herrschaftsausübung und zur Umgestaltung auch des physisch-materiellen Raums werden konnten« (Döring 2010: 96). Neben den machtkritischen Aspekten geht es hier v.a. um die performative Dimension medial-diskursiver Praktiken, genauer gesagt um symbolische Verfahren der Bedeutungszuweisung und -repräsentation, über die räumliche Verhältnisse und Identitäten hergestellt werden. Birgit Neumanns (2009: 118) Lektüre von Said stellt dies deutlich heraus: »So haben die Akte der Grenzziehung die Funktion, heterogene Räume zunehmend zu vereinheitlichen und binär strukturierte Räume zu schaffen, die in den Dienst der selbstaffirmativen Separation des Eigenen und Fremden gestellt werden können.«

Auch die Sozialgeographinnen Annegret Harendt und Dana Sprunk (2011) untersuchen verräumlichende Praktiken unter performativen Gesichtspunkten, und zwar im Kontext von Medienberichterstattungen. Dafür entwickeln sie unter Rückgriff auf literaturwissenschaftliche Termini die Begriffe des »erzählten Raums« und »Erzählraums« und versuchen so zwei – zwar analytisch trennbare, aber in ihrer Wirkungsweise verschränkte – Dimensionen von imaginativen Geographien herauszustellen. Beim »erzählten Raum« fokussieren sie auf das Gesagte und damit auf raumbezogene Codierungen; beim »Erzählraum« gerät das Gezeigte und damit die »Bühne« und Materialität der Rauminszenierung in den Blick. Mit Letzterem wird ein zusätzlicher Aspekt medialer Raumproduktionen erschlossen, ergänzt er doch die Frage nach den symbolischen Ordnungen um jene nach der *mise en scène* von Rauminszenierungen.

Daneben werden kulturelle Medien in diesem Band selbst als Räume betrachtet. Dafür wird u.a. der Begriff des Zwischenraums (*Interstitium*) genutzt,¹¹ der sowohl zur Bezeichnung von physisch-materiellen Arrangements als auch symbolisch-metaphorisch gebraucht wird. Zwar betont er weniger den Aspekt der Machtasymmetrien, gleichwohl schließt er an postkoloniales Denken an, wenn Zwischenräume in Kapitel 4 den Gegenentwurf zu binären Logiken bilden und die Aufhebungen von Grenzziehungen konstitutiv werden. Zwischenräume stehen dann für Zonen der Grenzüberschreitung und Infragestellung, in denen eine produktiv-kreative Verhandlung von Differenzen stattfindet und das Eigene neben dem Fremden oder das Private neben dem Öffentlichen besteht.

Die *subjektzentrierte Perspektive auf Raum* in diesem Band wendet sich alltagskulturellen Praktiken und den dort hervorgebrachten Raumproduktionen zu. Wie oben erwähnt, sind diese über praxis- bzw. handlungstheoretische Zugänge rekonstruierbar. Anknüpfungspunkt dafür ist hier der Ansatz der »alltäglichen Regionalisierungen« (Werlen 1997a), der »auf die menschliche Praxis unter besonderer Berücksichtigung der räumlichen Bedingungen der materiellen Medien des Handelns, ihrer sozialen Interpretation und Bedeutung« (Werlen 2007a: 66) fokussiert. Werlen nimmt demnach die Praktiken der Subjekte zum Ausgangspunkt, um alltäglich inszenierte Geographien zu untersuchen. Analytisch betrachtet geht es dabei um Objektkonstellationen bzw. Beziehungsstrukturen zwischen Artefakten und Körpern, die von Subjekten in sozialen Praktiken hergestellt werden (Relationierungen). Daneben geht es um Sinnzuschreibungen und -deutungen, die in soziale Praktiken einfließen, sich in Repräsentationen verdichten und wiederum sozial wirksam werden. Beide Aspekte – sowohl das beobachtbare und relationierende Handeln als auch die sinnhaften Prozesse – beziehen sich auf die physisch-materielle Welt. Raum wird dann als ein begriffliches Mittel verstanden, das in relational-beschreibender Hinsicht »die unterschiedlichen Relationierungen der körperlichen Subjekte mit anderen physisch-materiellen Gegebenheiten [...] zum Ausdruck« (Werlen 1997b: 10) bringt. In symbolisch-interpretativer Hinsicht repräsentiert es die im Zuge von Relationierungen hervorgebrachten Sinnzuschreibungen und -deutungen der Subjekte.

Für die Untersuchung von Raumkonstruktionen im Kontext der Grenze ist dieser Zugang grundsätzlich geeignet, überwindet er doch die Vorstellung von wirkmächtigen Container-Räumen zugunsten einer relationalen und bedeutungsorientierten Perspektive auf Raum. Allerdings schränkt der zugrunde gelegte Handlungsbegriff die Analyse von Raumpraktiken in grenzüberschreitenden Bezügen ein. Werlen (2008: 282) fasst das *Doing Space* als eine »Tätigkeit im Sinne eines intentionalen Aktes«, womit er Intentionen und Zwecke ins Blickfeld führt, auf welche die Subjekte ihre Tätigkeiten ausrichten. Dieser Prozess orientiert sich »mehr oder weniger bewusst an einem intersubjektiven [...] Bedeutungs-

11 | Dieser überschneidet sich nur teilweise mit dem oben genannten Begriff des Zwischen-Raums von Hipfl (2004).

zusammenhang« im Sinne eines »gesellschaftlich und kulturell vorbereitete[n] Orientierungsraster[s]«, das »unabhängig vom einzelnen Handelnden besteht« (Werlen 2008: 287). Dieses Verständnis von alltäglichen Praktiken folgt einer Zweck- und Regelorientierung und knüpft damit an klassische Ansätze der Handlungserklärung an, die im Kontext der Grenze allerdings nur bedingt greifen. Denn sie operieren *erstens* mit rationalen Handlungsorientierungen (*homo oeconomicus*), mit normativ-kollektiven Konsens über (il-)legitimes Handeln (*homo sociologicus*) sowie mit intersubjektiv und stabil gedachten Wissensordnungen (*homo significans*); *zweitens* blenden sie das beobachtbare körperliche Handeln und seine Materialisierungen aus (vgl. Reckwitz 2003). Die Analyse von alltagskulturellen Praktiken in diesem Band, insbesondere in Kapitel 5, fordert aber raumtheoretische Anschlüsse ein (via Körper, Artefakte und ihrer Relationierungen), ebenso wie in grenzüberschreitenden Bezügen weniger eine rationale Abwägung und Erwartbarkeit der Zielerreichung, eine Intersubjektivität als »soziales Schmiermittel« oder eine »ordentliche« Ausführung von (wo auch immer) gültigen Regel- und Symbolsysteme unterstellt werden kann. Im Kontext der Grenze sind alltagskulturelle Praktiken vielmehr von Diskontinuitäten, interpretativen Unbestimmtheiten und Ambivalenzen geprägt (vgl. Boeckler 2012: 48), die mit einem geeigneten Praktikenbegriff – als Kristallisationspunkt von Räumen – zu fassen sind.

Hier sind es die praxeologisch orientierten Ansätze (z.B. Pierre Bourdieu, Anthony Giddens, Theodore Schatzki, Bruno Latour, Andreas Reckwitz), die – mit ihren jeweils spezifischen Ausrichtungen – eine Perspektive auf menschliche Aktivitäten entwickeln, die kulturelle Kontingenz und die körperliche Auseinandersetzung mit der sozialen und physisch-materialen Welt gleichermaßen berücksichtigt. Sie verstehen soziale Praktiken als körperliche Darstellungen und sinnhafte Verstehensleistungen, die durch implizites Wissen zusammengehalten werden und im Zusammenspiel stehen mit Artefakten und natürlichen Dingen (vgl. Moebius 2008: 59 und 61). Das hier angesprochene Wissen, d.h. die Sinndeutungen und -zuschreibungen, besitzt außerdem weder eine übersubjektive Existenz, noch ist es im Bewusstsein des *homo in praxi* »eingelagert«. Vielmehr wird es dem praktischen Vollzugsgeschehen zugeordnet, wo es hervorgebracht wird und den Rahmen dafür bildet, »wie konkrete Dinge in einer Praktik zu interpretieren und [...] praktisch zu handhaben sind« (Reckwitz 2010: 193). Demfolgend geht es praxeologischen Ansätzen weder um die normative Abgestimmtheit von Handlungen, noch um die Intersubjektivität kultureller Codes, sondern in erster Linie um die körperlichen Vollzüge von Praktiken, die Artefakte konzeptionell einbeziehen und in denen Sinnzuschreibungen und -deutungen auf nicht zwangsläufig voraussehbare Weise (re-)produziert werden (vgl. Abschnitt 5.1). Die Verschneidung der praxeologischen Sichtweise auf menschliche Aktivitäten mit dem Ansatz der »alltäglichen Regionalisierungen« (Werlen 1997a) eröffnet geeignete Zugänge für die subjektzentrierte Untersuchung von Raumkonstruktionen im Kontext der Grenze (vgl. Wille i.E.). Denn über die Betrachtung von Praktiken in ihrem unmittelbaren Vollzug werden kontingente Sinndeutungen und

-zuschreibungen als symbolisch-interpretative Dimension von Räumen greifbar, ebenso wie die an sozialen Praktiken beteiligten Körper und Artefakte die relational-beschreibende Dimension von Räumen empirisch handhabbar machen.

Die vorgestellten Perspektiven auf Raumkonstruktionen und die damit möglichen Zugänge ihrer Untersuchung werden in diesem Band gegenstandsbezogen angepasst, weiterentwickelt und empirisch rückgebunden. Damit ›materialisiert‹ sich einerseits die dargelegte Pluralität des Raumbegriffs, andererseits wird dieser in den einzelnen Fallstudien mit den ›benachbarten‹ Themenfeldern der Identitäten und Grenzen verknüpft. Ausgangspunkt ist dabei stets das soziale Moment des *Doing*, das in institutionelle, mediale und alltagskulturelle Praktiken übersetzt und in einer machtkritischen und performativen Dimension untersucht wird.

2.3 IDENTIFIKATIONS- UND IDENTIFIZIERUNGSPROZESSE

Sonja Kmec und Rachel Reckinger

Wenn die Veröffentlichung zweier Handbücher (vgl. Wetherell/Mohanty 2010; Elliott 2011) sich als Indiz werten lässt, so ist die Identitätsforschung im Begriff, sich als disziplinenübergreifendes Forschungsfeld zu etablieren. Frühe Kritiker/-innen dieses Forschungsgebiets hatten grundlegende Einwände gegen den Begriff der ›Identität‹, hauptsächlich aufgrund des semantischen Bezugs zu Gleichheit (mit sich selber identisch sein, oder, im Falle kollektiver Identität, mit jemand anderem identisch sein) und seiner Funktion der Dominanz *über* und Ausgrenzung *von* ›anderen‹, wie auch aufgrund der implizierten Negierung der Bedingtheit und Heterogenität des individuellen Selbstverständnisses. Zwischenzeitlich wurde der Identitätsbegriff aber neu gefasst, wobei solche Kritik einbezogen wurde (vgl. Renn/Straub 2002: 12). Heutzutage verstehen die meisten Identitätstheoretiker/-innen unter ›Identität‹ einen kontinuierlichen, stets vorläufigen und ergebnisoffenen, aber ambivalenten Prozess der Selbstdefinierung – wie der Begriff ›Identitätsarbeit‹ (vgl. Keupp et al. 2006) nahelegt –, geformt in sozialen (Inter-)Aktionen und vermittelt über Diskurs und Wissen:

»Die Person, aufgefasst als das konkrete Individuum, als das sich das Ich immer wieder neu, nicht abschließbar und niemals frei von der Intervention und gegebenenfalls von der Bestätigung durch andere, schließlich im Medium der öffentlichen Sprache ›versteh‹, ist auf Identität bezogen, nicht unmittelbar auf sich als das mit dem Ich Identische [...]« (Renn/Straub 2002: 11).

Im Vordergrund steht somit der ›Abstand zwischen dem Ich, das zu etwas ein Verhältnis unterhält, und dem Ich, das in diesem Verhältnis als das Etwas fungiert‹ (ebd.: 10f.). Die Untersuchung dieses ›Abstandes‹ lässt sich nur im Bezug

zum theoretischen Rahmen des Poststrukturalismus verstehen, der unten überblicksartig umrissen wird. In einem zweiten Schritt werden wir versuchen, den Identitätsbegriff für die empirische Forschung nutzbar zu machen, bevor dann Ansätze zur Untersuchung von Identitätskonstruktionen in diesem Band vorgestellt werden, die in den Kapiteln 3, 4 und 5 wiederum weiterentwickelt werden.

2.3.1 Poststrukturalistische Positionen zu ›Identität‹

In Anlehnung an u.a. Jacques Derrida und Jacques Lacan halten es poststrukturalistische Theoretiker/-innen für unmöglich, den erwähnten ›Abstand‹ tatsächlich zu schließen zwischen einerseits dem, was jemand (geworden) ist, und andererseits dem, wie dies sinnvoll von Personen zum Ausdruck gebracht wird, die hinsichtlich ihrer Erwartungen und Möglichkeiten immer auf entsprechende gesellschaftliche Anerkennung angewiesen sind (vgl. Abels 2006; Krappmann 2005; Rosa 2007). Diese Unmöglichkeit ist aber nicht zwangsläufig negativ zu bewerten. Sie öffnet kreative Räume, die die Möglichkeit bieten, sich innerhalb der Grenzen gesellschaftlicher Ressourcen in unterschiedlichen Beziehungszusammenhängen teilweise (neu) zu erfinden.

In einem richtungsweisenden Vortrag, den Derrida 1966 an der *John Hopkins University* hielt, bestärkt er nicht allein Ferdinand de Saussures These, dass das Zeichen (als das Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat) beliebig ist, sondern behauptet, dass jegliche Kommunikation auf Sand gebaut ist aufgrund der Beliebigkeit bzw. des »freien Spiels« des Systems (Han 2011: 87). Die ›Philosophie der Präsenz‹ oder ›des Realismus‹, die Derrida als ein metaphysisches Relikt des Platonismus betrachtet, wurde auch von dem Psychoanalytiker Lacan und seinen Schüler/-innen in Frage gestellt. Lacan stellt die Idee der platonischen Psyche oder Seele dem kartesischen Diktum *cogito ergo sum* gegenüber. In seinem Aufsatz von 1949 über das Spiegelstadium stellt er die Behauptung auf, dass die Identität eines Menschen nie einheitlich und vollständig ist, sondern fragmentiert. Wenn ein Kind sich zum ersten Mal in einem Spiegel erkennt, ist es eine Fehlerkennung, die lediglich auf einem Bild gründet, einem idealen ›Ich‹, eine »Rüstung verfremdender Identität, die mit ihrer rigiden Struktur seine gesamte geistige Entwicklung prägen wird«¹² (Lacan zitiert in Han 2011: 88). Nach Lacans Auffassung bildet sich das Ego, dessen Zentrum leer bleibt, v.a. im sozialen Kontext.

Ein dezentrierter Ansatz zur Selbstheit findet sich auch in Paul Ricœurs Werk *Das Selbst als ein Anderer* (1996), das innerhalb der ›Identität‹ zwei wesentliche Bedeutungsstränge erkennt, nämlich das Konzept der ›Selbstheit‹ (oder Ipseitität, vom Lateinischen *ipse*, selbst) und jenes der ›Gleichheit‹ (oder Identität, lateinisch *idem*, gleich, identisch): »Die im Sinne des *ipse* verstandene Identität [impliziert]

12 | Eigene Übersetzung von: »An armour of an alienating identity that will mark his entire mental development with its rigid structure.«

keinerlei Behauptung eines angeblichen unwandelbaren Kerns der Persönlichkeit« (Ricœur 1996: 11). Ricœurs Überlegungen liefern einen gemeinsamen Prüfstein für die Forschungseinheit IPSE (*Identités, Politiques, Sociétés, Espaces*) an der Universität Luxemburg und haben eine fruchtbare interdisziplinäre Zusammenarbeit im Kontext des ersten gemeinsamen Projekts ermöglicht, IDENT – *Sozio-kulturelle Identitäten und Identitätspolitik in Luxemburg* (2007-2010), in dem Wissenschaftler/-innen aus den verschiedenen in IPSE vertretenen Disziplinen zusammenarbeiteten (vgl. Reckinger/Schulz/Wille 2010: 7ff. und Kapitel 1 in diesem Band). Das dortige Verständnis von Identität liegt auch dem Nachfolgeprojekt – und damit diesem Band – zu Grunde und geht davon aus, dass »Selbsteheit« durch eine »stimmige aber kontingente« (Straub 2004: 287) dynamische Struktur gekennzeichnet ist. Der Grund dafür ist, dass dieser Ansatz den Akzent eher auf Wandelbarkeit und Subjektivität setzt (vgl. Reckinger/Wille 2010: 19). Er spiegelt auch unsere Skepsis gegenüber klassischen Verständnissen von Identität als »Gleichheit« wider, die – laut Reckwitz (2001: 25) – »universalistisch und kompetenztheoretisch orientiert und auf das Problem des Verhältnisses zwischen Individuum und sozialen Zwängen sowie das Problem der temporalen Konstanz zentriert« sind.

Ricœur (vgl. 1996: 173ff.) Hermeneutik betont die Einbettung der persönlichen Identität in die narrative Identität, d.h. in Zeichen, Symbole und Texte (vgl. auch Watkin 2009: 76ff.). Leben und Erzählung werden als untrennbar miteinander verknüpft angesehen, auf eine fundamental ambivalente Art, da Identitäten stets vorläufig und das Ergebnis von kontinuierlich stattfindenden sozialen Interaktionen darstellen, wodurch Identifikationen sich spiralenförmig bewegen, »als sich ständig verschiebendes und kontextuelles Phänomen« (Butler 1991: 29).

Da die Fallstudien in diesem Band zwangsläufig an Fachliteratur unterschiedlicher Provenienz anknüpfen, war es umso wichtiger, ein grundsätzliches Verständnis darüber zu erzielen, was für uns »Identität« bedeutet. Dieses Verständnis schreibt sich in Judith Butlers Analyse ein, die Identität als performativ und inszeniert kennzeichnet und die Vorstellung ablehnt, dass es eine Kern- oder »wirkliche« Identität gibt, an der man festhalten oder die man zu erlangen anstreben könnte (vgl. Butler 2008a). Butler geht auch auf Derridas Neologismus *différance* ein, mit dem der ständige Prozess des Sich-Unterscheidens (*en différent*) gemeint ist und der eine nuanciertere Beobachtung zulässt als das statische Konzept von *différence* (Derrida 1999: 32): Unterschiede, z.B. zwischen Mann und Frau oder zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen, werden naturalisiert, um Hegemonien zu erzwingen. Gender, so schreibt Butler, »ist eine Art Imitation, für die es kein Original gibt«¹³ (Butler 2008b: 121). Indem sie auch auf Michel Foucaults Arbeiten über Machtbeziehungen und Wahrheitsregimes (Wahrheit erzeugende Apparate der Gesellschaft) zurückgreift, kommt

13 | Eigene Übersetzung von: »Is a kind of imitation for which there is no original.«

Butler zu dem Schluss, dass »Identitätenkategorien in der Regel Instrumente regulatorischer Regime sind, sei es als normalisierende Kategorien von Unterdrückungsstrukturen oder als Sammelpunkte für eine befreiende Anfechtung eben dieser Unterdrückung«¹⁴ (ebd.). Das Konzept der gesellschaftlichen Identität oder Gruppenidentität wird somit auch infrage gestellt. Etwa, wenn es keine ontologische ›Frau‹ gibt, so muss die Realität der Kategorie ›wir, Frauen‹ auch neu überprüft werden. In dem Sinne trifft die kanonische Unterscheidung zwischen persönlicher und kollektiver Identität nicht mehr zu. Nach unserer Auffassung ist das Konzept der kollektiven Identität nicht von objektiver Gruppenzugehörigkeit bestimmt (wie z.B. bei Halpern 2009 oder Ruano-Borbolan 1998), sondern das Kollektiv ist hier eher ein unvermeidlicher – wenn möglicherweise auch spielerischer oder subversiver – Bezugsrahmen für moralische Normen, Ressourcen und Wissensrepertoire.

Entscheidend erscheint uns hier die konsequente empirische Untersuchung der »Wir-Schicht« (Elias 1986) in jeder Einzelhandlung, die als Identitätsprojekt angesehen werden kann. Damit schreiben wir uns in Forschungstraditionen ein, die auf theoretischer Ebene vorrangig die »Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen« (Abels 2006: 254; vgl. Krappmann 2005) thematisieren und sich nicht auf die funktionalen (Mehrfach-)Zugehörigkeiten (vgl. Goffman 2003; Lahire 1998) beschränken, die sich in der Spätmoderne vervielfältigt haben (vgl. Reckinger/Wille 2010: 16f.).

Die meisten Fallstudien in diesem Band gehen auf diese Fragen im Hier und Jetzt ein, in Luxemburg und seinem Grenzraum im Jahr 2012 und danach, doch enthält dieser Band auch historische Untersuchungen, in denen Identitätsproblematiken angesprochen werden. Auch in gallorömischer Zeit oder im Mittelalter reflektierten Subjekte ihre (wahrgenommene) Position, ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Loyalitäten. ›Reflexivität‹ ist daher möglicherweise nicht der passendste Ausdruck, um die spezifisch spätmoderne Selbstwahrnehmung zu charakterisieren, wie Anthony Giddens (1991) es vorschlägt. Ihm zufolge fördern die von der Auflösung gemeinschaftlicher Bindungen ausgelösten Ängste die Selbstwahrnehmung. Einerseits hat diese ›Entbettung‹ das Bedürfnis erhöht, die eigene Selbstidentität zu stabilisieren, andererseits bietet sie Betroffenen mehr Wahlmöglichkeiten bei der Entscheidung, welches Selbst sie sein und in welchen Beziehungen sie leben wollen (vgl. Chaffee 2011: 103f.). Doch, wie Reckwitz betont hat, besteht das Risiko einer »Dramatisierung der permanenten Veränderbarkeit von Identitäten«, wenn das »Bild eines hyperflexiblen, seine Identitäten austauschenden Subjekts [...], das den Boden der Alltagspraktiken zu verlassen scheint«, entworfen wird (Reckwitz 2001: 34f.). Trotz dieser Pluralisierung der Möglichkeiten von Identitätskonstruktion bleibt deren Reichweite an die Quantität und

14 | Eigene Übersetzung von: »Identity categories tend to be instruments of regulatory regimes, whether as the normalising categories of oppressive structures or as the rallying points for a liberatory contestation of that very oppression.«

Qualität der sozialen Interaktionen sowie wirtschaftlichen und alltagskulturellen Ressourcen gebunden – und somit an strukturelle Kapitalien der sozialen Ungleichheit (vgl. Bourdieu 1992 und 1972) –, anhand derer sich Identität in Mechanismen des »Sich Erkennen[s], Erkennt- und Anerkanntwerden[s]« (Greverus 1995: 219) konstituiert. »Somit beinhalten Identitätskonstruktionen eine doppelte Ambivalenz: Wegen erodierender vorgefertigter Pfadabhängigkeiten gibt es einerseits einen *Zwang zur Wahl*, die dennoch Gelingen oder Scheitern birgt, und andererseits die *Freiheit der Wahl*, die dennoch sozio-kulturell überformt ist« (vgl. Reckinger/Wille 2010: 15).

Ulrich Beck, der das Konzept der »reflexiven Modernität« (vgl. Beck/Giddens/Lash 1994) weiterentwickelt hat, vertritt den Standpunkt, dass die althergebrachten Kategorien wie Nationalstaat, Familie und Klasse »Zombie-Kategorien« (Beck/Beck-Gernsheim 2001: 203) geworden seien. Es gibt sie noch, aber sie haben ihre frühere Bedeutung eingebüßt. Beck schätzt die Möglichkeiten menschlichen Handelns pessimistischer ein als Giddens, da es den Einschränkungen des korporativen Kapitalismus, der Flexibilisierung des Arbeitsmarkts und der Internalisierung gesellschaftlicher Normen unterliegt. Während für Beck Wahlfreiheit möglich bleibt (durch informierte öffentliche Partizipation und Ermächtigung), betrachtet Foucault Wahlfreiheit als ein spezifisches Faktum der Moderne und einen intrinsischen Bestandteil der Technologie der Macht. Heutzutage, so argumentiert er, ist rohe Gewalt zur Ausübung von Kontrolle/Herrschaft nicht mehr nötig, da Subjekte ihre sozialen Rollen und »Identitäten« über stets umfassendere Formen des Regierens und Selbstregierens akzeptiert haben (siehe unten). In welchem Maße dies in vormodernen Zeiten anders gewesen ist, bleibt offen. Doch die Merkmale der Gemachtheit, Gewordenheit und somit der Wandelbarkeit von Identitäten scheinen universelle Gültigkeit zu besitzen. Demnach fassen wir »das »Erarbeiten« von Identitäten seitens der Subjekte als eine Kontinuitätsleistung und keinesfalls als etwas substantiell Anhaftendes« (Reckinger/Schulz/Wille 2010: 297).

2.3.2 Empirische Operationalisierung des Identitätskonzepts

Wenn wir Selbstheit derart dezentrieren und von einer ontologischen Definition abkoppeln, wie können wir Identität dann überhaupt untersuchen? Das Konzept bezieht sich auf unterschiedliche psychologische und soziologische Prozesse, die es zunächst einmal zu entwirren gilt. Wir werden hier überblicksartig auf die Terminologie eingehen, die Rogers Brubaker (2001), Martina Avanza/Gilles Laferté (2005) und Peter Weichhart (1990) für die Beschäftigung mit Identität vorgeschlagen haben, und prüfen, ob sie mit unserem Ansatz vereinbar ist.

Rogers Brubaker (2001) unterscheidet drei verschiedene Phänomene: erstens, die Identifizierung bestimmter Personenkategorien nach sozialen Akteuren oder Diskursen; zweitens, Selbstidentifikation (kognitive Selbstdarstellung), die er als beziehungsbedingt und in der Zeit veränderbar betrachtet; drittens ein Wir-Ge-

fühl (*groupness*; ähnlich dem von Max Weber thematisierten Zusammengehörigkeitsgefühl), das der Einzelne aus vermeintlich gemeinsamen Kategorien und Verbundenheiten bezieht.

Martina Avanza/Gilles Laferté (2005: 146f.) formulieren Brubakers Modell um und legen den Schwerpunkt auf die Interaktionen zwischen den folgenden gesellschaftlichen Prozessen: Identifikation im Sinne von Kategorisierung (*attribution catégorielle*) oder äußerliches Etikettieren; diskursive Erzeugung eines Gesellschaftsbildes, das eine bestimmten Kollektivität projiziert, z.B. historische, geographische, künstlerische oder literarische Darstellungen von ›wir‹ und ›sie‹; aktive individuelle Selbstidentifikation mit einer Gruppe, geprägt durch Sozialisierungen und persönliche Entscheidungen.

Peter Weichhart (1990) schlägt, in Anlehnung an Carl Friedrich Graumann (1983), eine sehr ähnliche Triade vor: Individuen definieren physische Objekte oder räumliche Strukturen auf eine bestimmte Art (*identification of*); Individuen werden mit bestimmten Gruppen in Verbindung gebracht und anderen Gruppen gegenübergestellt (Männer/Frauen, Nordländer/Südländer), mit positiven Charaktermerkmalen ausgestattet oder mit negativen belastet (*being identified*); Individuen identifizieren sich selbst mit einem Gegenstand oder einem bestimmten Ort (*identification with*). Letztere wird, Weichart zufolge, oft als raumbezogene Identität bezeichnet.

Vergleicht man die von Brubaker, Avanza/Laferté und Weichhart aufgestellten Typologien, scheinen sie einander zu ergänzen, so dass sie sich zu zwei unterschiedlichen Strängen der Identitätsanalyse verdichten lassen: Zuschreibung und Aneignung, da die Analyse von Gruppenzugehörigkeitsgefühlen oder -attributen sich in die jeweils eine oder andere dieser beiden übergeordneten Dimensionen einordnen lässt. In der Tat lässt sich einerseits die Unterscheidung, die sowohl Avanza/Laferté (2005) als auch Weichhart (1990) zwischen der Etikettierung von Personen und der kognitiven Charakterisierung von Objekten machen, in beiden Fällen als Zuschreibung betrachten; auch Brubaker unterscheidet nicht, wer oder was diskursiv produziert wird. Andererseits beziehen sich Brubakers zweiter und dritter Identitätstyp (Selbstidentifikation und Gruppenzugehörigkeitsgefühl) auf die individuelle Aneignung von Gesellschaftsbildern. Somit überlappen sich die vorgeschlagenen Triaden und decken tatsächlich nur zwei unterschiedliche Identitätskonzepte ab: Identifikation (oder Zuschreibung) und Identifizierung (oder Aneignung) – wie schon vorgeschlagen in der vorangegangenen Studie *Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus* (vgl. IPSE 2010):

»Zusammenfassend ist festzuhalten, dass wir, um den relationalen Charakter von Identitätsmustern zu betonen, unser Augenmerk auf das verwobene Wechselspiel von internen Selbstverständnissen und -verhältnissen sowie externen Einwirkungen gerichtet haben – oder, anders ausgedrückt: auf das Wechselspiel von *bottom-up* ›Identifizierungen‹ (oder *identification with*) und *top-down* ›Identifikationen‹ (oder *identification of*) (Hark 1999).

Die zirkulierenden Identitätsentwürfe und -angebote – hier in Form von Repräsentationen und Aushandlungen analysiert – sind intrinsisch dialogisch und politisch. Es werden ›Machtkämpfe um die Bedeutung, Stellung und den Wert von Lebensformen, Eigenschaften, Tätigkeiten und Verhaltensweisen‹ (Rosa 2007: 52) verhandelt« (Reckinger/Wille 2010: 20).

2.3.3 Zum Umgang mit dem Identitätskonzept in diesem Band

Wie die obige Diskussion zeigt, lässt sich der Identitätsbegriff unter Berücksichtigung seiner Vielschichtigkeit und Polyphonie in zwei zentrale Komponenten untergliedern: Erstens *Zuschreibungen (identification by)* seitens (wie auch immer gearteter) normativer Instanzen, denen eine gewisse Benennungs- oder Definitionsmacht (*identification of*) inhärent ist, und zweitens die *Aneignungen (identification with)* seitens (wie auch immer gearteter) Rezipient/-innen. Das wechselseitige Zusammenwirken beider Komponenten vollzieht sich in Prozessen von mehr oder weniger impliziten Zwängen sowie durch Verinnerlichungsprozesse.

Um diese Dialektik näher zu beschreiben, greifen wir das foucaultsche Konzept der Gouvernamentalität auf, das die Verschränkungen von Herrschaftstechnologien (Zwänge) mit Selbsttechnologien (Verinnerlichungen) systematisch aufzudecken sucht. Die Beiträge in diesem Band widmen sich diesem Zusammenhang auf unterschiedliche Weise. Während die im Kapitel 3 versammelten Studien sich auf die Analyse von Machtverhältnissen konzentrieren, widmet sich Kapitel 5 v.a. dem Aspekt der Selbstverhältnisse und insbesondere der Frage nach den Subjektivierungsweisen. Das Kapitel 4 versammelt Arbeiten, die sich insbesondere mit Dispositiven der Zwischenräumlichkeit befassen, in denen v.a. die Vielschichtigkeit und der Prozesscharakter von Identitätskonstruktionen zum Ausdruck kommen.

Der Begriff der Gouvernamentalität hat in aktuellen sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeiten eine gewisse Konjunktur. Es ist ein plastisches und weitgefasstes handlungstheoretisches Konzept, das sehr unterschiedlich gelagerte Fragestellungen als miteinander vernetzt erkennen lässt und so den Blick schärft für die Konstruiertheit von politischen, sozialen und (alltags-)kulturellen Evidenzen. Die übliche Rezeption des von Foucault kreierten Neologismus *gouvernementalité* unterstellt eine Kombination der Begriffe *gouverner* und *mentalité*, also eine ›Regierungsmentalität‹. Wir stimmen allerdings eher Lars Gertenbachs Auslegung zu, denn

›da sich der Begriff vom französischen ›gouvernemental‹ – die Regierung betreffend – herleitet, ist er eher als ›Art und Weise des Regierens‹ zu übersetzen. Darüber hinaus ermöglicht die Substantivierung von ›gouvernemental‹ zu ›gouvernementalité‹, den Begriff als Gegenkonzept zu ›souveraineté‹ zu verwenden und als dritten Typus der Macht neben Souveränität und Disziplin zu setzen« (Gertenbach, 2012: 112; vgl. Sennelart, 2006: 564).

Diese Gegenüberstellung gilt insbesondere für den historiographischen Gebrauch des Konzepts und ist im vorliegenden Band v.a. für die Beiträge in Kapitel 3 von Belang. Für den mikroanalytischen Gebrauch, wie er in Kapitel 5 erfolgt, ist dagegen entscheidend, dass die gouvernementale Regierungsweise ihren »spezifischen Ausdruck [...] im Einwirken auf den Handlungsbereich der Subjekte und in der Formung und Gestaltung bestimmter Formen von Subjektivität« (Gertenbach 2012: 112) findet.

Diese miteinander verschränkten Aspekte von Regierung werden von Foucaults Rezipient/-innen unterschiedlich betont, je nach eigener Forschungsausrichtung eher makropolitisch oder mit Fokus auf alltagskulturelle Machtgefüge. Von Foucault selbst hingegen wurden diese beiden Aspekte stets zusammengedacht. Ihn interessiert besonders das »Kräftefeld von Beziehungen«, in dem sich »die Regierungskunst entfaltet« (Foucault 2006: 450). In der Vorlesungsreihe *Sécurité, Territoire et Population* betont er, dass es fruchtbar sei, den Staat als »Handlungsweise und als Denkweise« zu sehen anstatt als »transzendente Wirklichkeit«. Er ergänzt:

»Man sieht, dass es zwischen der Ebene der Mikromacht und der Ebene der Makromacht nicht so etwas wie einen Einschnitt gibt, dass, wenn man von der einen spricht, man den Bezug auf die andere ausschließt. Tatsächlich lässt sich eine Analyse von Begriffen von Mikromächten ohne Schwierigkeit mit der Analyse von Problemen wie dem der Regierung und des Staates verknüpfen« (Foucault 2006: 513f.).

Gouvernementalität, so führt Gertenbach aus, ist »eine Machtausübung über und durch Freiheit. Es ist eine Form der Macht, die nicht direkt und befehlend wirkt, sondern indirekt und vermittelnd, nicht über strikt festgesetzte Normen, sondern über Wahrscheinlichkeiten« (Gertenbach 2012: 114). Wie auch der bourdieusche Habitusbegriff nicht von exakten Handlungs*inhalten* ausgeht, sondern von einem weiten, wenn auch nicht beliebigen Handlungsspielraum, der insbesondere von sozialstrukturellen und klassenspezifischen Unterschieden geprägt ist (vgl. Bourdieu 1980), so lassen sich diese Wahrscheinlichkeiten im Kontext der Gouvernementalität am klarsten erkennen, wenn Analysen »konsequent an der Mikrophysik der Macht ansetzen« (Füller/Marquardt 2009: 97), um ihre Reichweite(n) und Funktionsweise(n) zu verstehen. Denn Macht »existiert nur *in actu*, auch wenn sie sich [...] auf permanente Strukturen stützt« (Foucault 1987: 254). Demnach sind Machtgefüge oder -beziehungen am besten anhand von Praktiken zu untersuchen, und zwar indem »die Positivität ihrer Verkettung untereinander, ihre Anordnung und ihre Beziehungen [...]« aufgedeckt werden – jedoch weniger dadurch, dass eine »historische Entwicklung oder Abfolge nachvollzogen wird« (Füller/Marquardt 2009: 97).

Thomas Lemke (2008: 261) fasst den Gouvernementalitäts-Begriff zusammen, indem er herausstellt, dass »Formen politischer Regierung auf Techniken des ›Sich-Selbst-Regierens‹ rekurren«. Allerdings fehlt in dieser einseitigen

Darstellung die Bewegung *à double sens* wie sie treffender mit folgendem Zitat Foucaults charakterisiert werden kann:

»Man muß die Wechselwirkung zwischen diesen beiden Technikformen – Herrschaftstechniken und Selbsttechniken – untersuchen. Man muß die Punkte analysieren, an denen die Techniken der Herrschaft über Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. Und umgekehrt muss man jene Punkte betrachten, in denen die Selbsttechnologien in Zwangs- oder Herrschaftsstrukturen integriert werden« (Foucault 1993: 203f.).

Was die Gouvernamentalität als Regierungsprinzip konzeptionell interessant macht, ist, dass sie Subjektivität gerade nicht unterdrückt, sondern sich auf ihre ›(Selbst-)Produktion‹ stützt bzw. »auf die Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an Regierungsziele gekoppelt werden können« (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000: 29). Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass Foucault nicht für die »Ersetzung des Politischen durch das Persönliche« plädiert, sondern für »eine andere Form von Politik und den Entwurf neuer Selbsttechnologien«, mit Hilfe derer »politische Ziele [sich] wesentlich ›ökonomischer‹ mittels individueller ›Selbstverwirklichung‹ realisieren lassen« (ebd.: 30) als durch explizit rechtliche Einschränkungen von individuellen Freiheiten.

Alles in allem bietet dieses weit gefasste Verständnis von sozialen, kulturellen und politischen Performativitäten eine geeignete Klammer, um die Verbindung der Kapitel in diesem Band konzeptionell zu stärken und ihre Kohärenz trotz thematisch unterschiedlicher Fallstudien herauszustellen: Das Kapitel 5 untersucht Selbsttechnologien; das Kapitel 3 erfasst Regierungstechnologien; zusätzlich befasst sich das Kapitel 4 mit Dispositiven, die von Zwischenräumlichkeiten, Grauzonen und Verwischungen dieser Effekte gekennzeichnet sind. So können die konstant ablaufenden, konstitutiven Prozesse der Identitätskonstruktion – Zuschreibungen (*identification by*) und Aneignungen (*identification with*) – in ihrer Dialektik mit Raumkonstruktionen in Grenträumen, begrifflich und empirisch klarer unterteilt dargelegt werden.

2.4 METHODIK UND SITUATIVE INTERDISZIPLINARITÄT

Christian Wille

Die Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen in diesem Band konzentriert sich auf soziale Praktiken und auf die mit ihnen im Zusammenhang stehenden Teilaspekte (z.B. Körper, Artefakte, räumliche Beziehungsgeflechte, Machtlogiken, Sinnzuschreibungen mit jeweiligen Differenzsetzungen und Verortungen). Werden nun Praktiken zum Ausgangspunkt der Betrachtungen genommen, so stellt sich die Frage, wie diese forschungspraktisch untersucht

werden können. Reckwitz (2008: 195) macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass die Präsenz der Wissenschaftler/-innen *in situ* nur eingeschränkt möglich ist. Zwar sind *gegenwärtige Praktiken* über die präsente und wahrnehmbare Materialität der Körper und Artefakte direkt zugänglich, jedoch bleiben Sinndeutungen über die visuelle oder auditive Wahrnehmung verborgen. Diese müssen dann indirekt erschlossen werden, »das heißt, aus expliziten Äußerungen, Handlungen, Umgangsweisen mit Dingen usw. muss auf die impliziten Schemata rückgeschlossen werden« (ebd.: 196). Das qualitative Interview als Methode scheint hier geeignet, um sprachlich verfasste Sinndeutungen offenzulegen. Bei *vergangenen Praktiken* spitzt sich das Problem des unmittelbaren Zugriffs auf Praktiken zu: Die Materialität der an Praktiken beteiligten Körper und Artefakte ist hier nicht unmittelbar nachvollziehbar, obgleich eine medial vermittelte Beobachtung (z.B. über Film, Fotografie) möglich ist. Auch Sinndeutungen können wieder nur mittelbar (z.B. über Zeitzeugeninterviews) erfasst werden. Hier können v.a. textanalytische Verfahren Abhilfe schaffen, wenn etwa schriftliche Praxisbeschreibungen oder Egodokumente (z.B. Briefe, Tagebücher) auf die ›in ihnen enthaltenen‹ Subjektivationen und Subjektivierungen untersucht werden.

Diese problematisierenden Überlegungen sollen dafür sensibilisieren, dass die Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen – als immer nur vorläufige Resultanten von Praktiken – nahezu unvermeidbar darauf angewiesen ist, mit Daten *über* die Praktiken und *über* ihre Teilaspekte zu arbeiten. Dies trifft auch auf die Fallstudien in diesem Band zu, wobei hier nicht zwischen gegenwärtigen und vergangenen Praktiken unterschieden wird, sondern zwischen drei zentralen methodischen Zugriffen, die institutionelle, mediale und alltagskulturelle Praktiken und die darin angelegten Raum- und Identitätskonstruktionen zu rekonstruieren erlauben. Dabei handelt es sich *erstens* um textanalytische Verfahren zur Untersuchung von (nicht-)schriftsprachlichen kulturellen Manifestationen (z.B. Ausstellungskataloge, Filme, Werbeanzeigen, virtuelle Umgebungen, Grabmäler, Zeitungsartikel u.v.m.). Diese schließen inhalts- und diskursanalytische sowie semiotische Zugänge ein und werden in den entsprechenden Fallstudien gesondert erläutert. *Zweitens* handelt es sich um eine quantitative Befragung und um eine Serie von qualitativen Interviews mit Personen in Luxemburg und seinen angrenzenden Gebieten. Die Besonderheit dieses zweiten methodischen Zugangs liegt zum einen im grenzüberschreitenden Charakter der Erhebungen in Luxemburg, Deutschland, Frankreich und Belgien, zum anderen im arbeitsteiligen und disziplinenübergreifenden Vorgehen der Autor/-innen bei der Entwicklung der Untersuchungsinstrumente und bei der praktischen Durchführung. Die eher sozialwissenschaftlich geprägten Erhebungsformen wurden – abhängig vom jeweiligen Erkenntnisinteresse – in den Fallstudien unterschiedlich eingesetzt und die gewonnenen Daten z.T. miteinander kombiniert. Letzteres erlaubte verschiedene Aspekte eines Phänomens zu einem Ganzen zusammenzuführen und

damit die Perspektive auf einen Untersuchungsgegenstand zu erweitern bzw. zu komplettieren.

Neben den genannten Techniken der Datenerhebung wird *drittens* die praktizierte Arbeitsform der Autor/-innen dieses Bandes als Methode betrachtet. Als Vertreter/-innen unterschiedlicher Disziplinen der Humanwissenschaften haben sie sich drei Jahre lang regelmäßig getroffen, ausgetauscht und diskutiert mit dem Ziel, über die eigenen Disziplinengrenzen zu blicken und gegenstandsorientiert ›fachfremdes‹ Terrain zu betreten (vgl. Kapitel 1). Eines der Anliegen dieses Forschungszusammenhangs war also die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler/-innen unterschiedlicher Disziplinen, was im Allgemeinen unter den Begriff der Interdisziplinarität gefasst wird. Dieser wird jedoch selten tatsächlich reflektiert, ebenso wie interdisziplinäre Forschungszusammenhänge oftmals als Sammelbecken für Wissenschaftler/-innen betrachtet werden, die anderswo »nicht recht Fuß fassen konnten« (Löffler 2010: 158). Vor diesem Hintergrund haben sich einige Autor/-innen kritisch mit ›Interdisziplinarität‹ auseinandergesetzt und das Konzept der ›situativen Interdisziplinarität‹ als gemeinsame Leitlinie für die Zusammenarbeit entwickelt.

Im Folgenden werden forschungspraktische Aspekte der quantitativen Befragung und der qualitativen Interviewserie sowie die jeweiligen Stichproben erläutert, ebenso wie der Umgang mit disziplinenübergreifender Zusammenarbeit im Entstehungsprozess dieses Bands.

2.4.1 Quantitative Befragung

Eine der zentralen Datenquellen in den Fallstudien dieses Bands ist die quantitative Repräsentativbefragung. Die insgesamt 3.300 Befragten verteilen sich auf den souveränen Nationalstaat Luxemburg und in den angrenzenden Gebieten auf die Bundesländer Saarland und Rheinland-Pfalz (Deutschland), die Regionen Lothringen (Frankreich) und Wallonien (Belgien). Angesichts der hier bearbeiteten Fragestellungen wurden im Grenzraum überwiegend Einwohner/-innen mit Wohnsitz in relativer Nähe zu einer Staatsgrenze befragt. Damit sollten Daten über verschiedene Praktiken erhoben und unter dem Aspekt der Raum- und Identitätskonstruktion im Kontext der Grenze ausgewertet werden. Der dafür verwendete und von den beteiligten Disziplinen entwickelte Fragebogen untergliedert sich in verschiedene Themenbereiche¹⁵, die mit Hilfe von halboffenen und geschlossenen Fragen operationalisiert wurden. Aufgrund der Mehrsprachigkeit in Luxemburg sowie der üblichen Sprachen in den angrenzenden Gebieten (vgl. Abschnitt 5.9) wurde der Fragebogen (ebenso wie der Interviewleitfaden der qua-

15 | Dazu zählen: sozio-demographische Angaben, Freizeit und Kontakte, Einkaufen, Haushalt, politisches Leben, Kommunikation und Sprache, Großregion und Mobilität, Männer und Frauen. Der Fragebogen ist in den Datenbänden der quantitativen Erhebung aufgeführt und kann in der Bibliothek der Universität Luxemburg eingesehen werden.

litativen Erhebung) ins Luxemburgische, Deutsche, Französische und Englische übersetzt. Die Befragungsergebnisse konnten aber nur zueinander in Beziehung gesetzt werden, wenn sich in den mehrsprachigen Befragungsinstrumenten die Bedeutungen der behandelten Themen bzw. Schlüsselbegriffe deckten. Angesprochen wird damit das sozio-kulturelle Bedeutungsspektrum von lexikalischen Elementen, das bei der Übersetzung von Untersuchungsinstrumenten die Frage aufwirft, inwiefern bzw. ob die Zielsprache eine äquivalente Formulierung bereit hält, die semantische Verschiebungen ausschließt. Eine Äquivalenzprüfung kann über Rückübersetzungen, aber ebenso über diskursive Verfahren erfolgen, in deren Rahmen die jeweiligen Übersetzungen mit äquivalenzsensiblen Personen kritisch diskutiert werden. Aufgrund der an diesem Band beteiligten Autor/-innen mit z.T. zwei Muttersprachen wurde das diskursive Verfahren zur Äquivalenzprüfung der Untersuchungsinstrumente umgesetzt.

| | n | Gesamte Stichprobe in % | Stichprobe der Einwohner/-innen im Grenzraum in % |
|------------------------------|--------------|-------------------------|---|
| Befragte in Luxemburg | 1.021 | 30,9 | / |
| Befragte im Grenzraum | 2.279 | / | 100,0 |
| Saarland | 314 | 9,5 | 13,8 |
| Lothringen | 867 | 26,3 | 38,0 |
| Rheinland-Pfalz | 581 | 17,6 | 25,5 |
| Wallonien | 517 | 15,7 | 22,7 |
| Insgesamt | 3.300 | 100,0 | / |

Tabelle 1: Stichprobe der quantitativen Erhebung im Überblick (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013)

Die Zusammenstellung der Stichproben in Luxemburg und den angrenzenden Gebieten oblag einem luxemburgischen Befragungsinstitut, das sich ebenso für die Durchführung der Repräsentativbefragung verantwortlich zeichnete. Insgesamt wurden zwischen Dezember 2012 und Februar 2013 1.021 Personen mit Wohnsitz in Luxemburg und 2.279 Personen mit Wohnsitz in den angrenzenden Gebieten befragt, jeweils im Alter von mindestens 16 Jahren. Die im Grenzraum lebenden Befragten verteilen sich zu fast zwei Fünftel auf Lothringen, ein Viertel auf Rheinland-Pfalz, ein gutes Fünftel auf Wallonien und 14 % auf das Saarland (vgl. Tab. 1). Die Befragung wurde per Internet (*Computer-Assisted Web Interviews*) durchgeführt und die Teilstichproben nach unterschiedlichen Merkmalen

gewichtet: die Stichprobe im Großherzogtum nach den Variablen Wohnregion, Alter, Nationalität, Geschlecht und (Nicht-)Erwerbstätigkeit; die im Grenzraum lebenden Personen nach Wohnregion, Alter und Geschlecht. Die Datenanalyse erfolgte über Verfahren der deskriptiven und induktiven Statistik.¹⁶

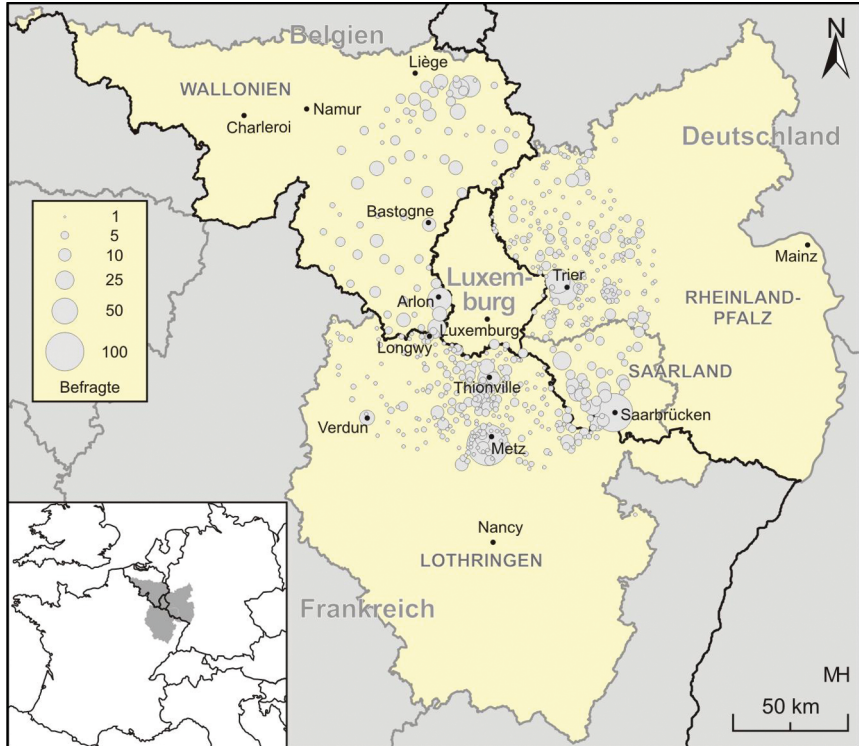


Abbildung 1: Verteilung der Wohnorte der Befragten der quantitativen Erhebung im Grenzraum (Übersicht) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013) (Entwurf: Christian Wille, Umsetzung: Malte Helfer)

16 | Die Datenbände der quantitativen Erhebung sind in der Bibliothek der Universität Luxemburg einsehbar.

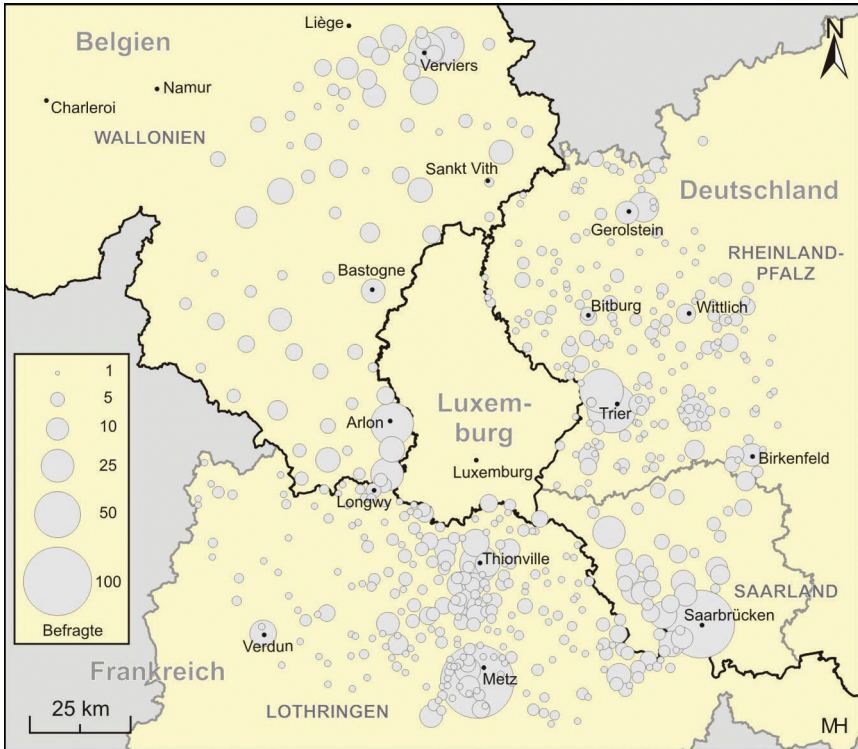


Abbildung 2: Verteilung der Wohnorte der Befragten der quantitativen Erhebung im Grenzraum (Detailansicht) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013) (Entwurf: Christian Wille, Umsetzung: Malte Helfer)

Die vertiefende Betrachtung der im Grenzraum wohnenden Personen nach der geographischen Verteilung ihrer Wohnorte zeigt, dass sie nicht weiter als 50 km von einer Staatsgrenze entfernt und überwiegend nahe an einer Staatsgrenze leben (vgl. Abb. 1 und 2). So wohnen die in Lothringen Befragten zum größten Teil im unmittelbar an Luxemburg und Belgien angrenzenden Nordlothringen; über zwei Fünftel (43 %) wohnt hier im grenznahen Thionville (28 %) und in Briey (15 %). Weitere 17 % leben im an Deutschland angrenzenden Ostlothringen, wo sie sich auf das unmittelbar an der Grenze gelegene Forbach (10 %) und auf Boulay (7 %) verteilen. Weiter im Hinterland im Großraum Metz wohnen 37 % der Befragten mit den Wohnorten Metz (13 %), Verdun (6 %) und Metz-Land (18 %). Weiter abgeschlagen leben noch 2 % in Nancy und im Großraum Nancy. Die Befragten in Wallonien verteilen sich zur Hälfte (50 %) auf die an Frankreich und Luxemburg angrenzende Provinz Luxemburg. Die meisten von ihnen wohnen dort in der Grenzstadt Arlon (16 %), gefolgt von Virton (9 %), Neufchâteau (9 %), Bastogne (9 %) und weiter im Hinterland in Marche-en-Famenne (7 %). Ein weiterer Anteil der Befragten (42 %) in Wallonien lebt in der Provinz Lüttich, die an Deutschland

und an Luxemburg grenzt. Dort wohnen sie hauptsächlich in den Städten Verviers (27 %) und Lüttich (13 %) sowie in Huy (2 %). Weitere 6 % wohnen in der Stadt Dinant, die sich in der Provinz Namur befindet und an der Grenze zu Frankreich liegt. Über die Hälfte (57 %) der Befragten in *Rheinland-Pfalz* verteilt sich auf die drei an Luxemburg angrenzenden Gebietskörperschaften. Dazu zählen Trier-Saarburg (26 %), Bitburg-Prüm (22 %) und die kreisfreie Stadt Trier (9 %). Auch der weiter im Hinterland liegende Landkreis Bernkastel-Wittlich zählt noch ein Fünftel (22 %) der Befragten, gefolgt vom Landkreis Vulkaneifel (12 %). Die Mehrheit der Befragten im *Saarland* wohnt im Westen und Norden des Bundeslandes, wo es an Frankreich und Luxemburg angrenzt. 42 % von ihnen leben im Regionalverband Saarbrücken und entlang der Saarschiene im Kreis Saarlouis (30 %) sowie im Landkreis Merzig-Wadern (18 %). Auf die weiter im Hinterland gelegenen Landkreise St. Wendel und Neunkirchen entfallen lediglich 7 bzw. 3 % der Befragten.

2.4.2 Qualitative Interviews

Auf der quantitativen Repräsentativbefragung aufbauend wurden im Frühjahr 2013 vertiefende Interviews mit Einwohner/-innen Luxemburgs und der angrenzenden Gebiete durchgeführt, die sich im vorgeschalteten Fragebogen dazu bereit erklärt hatten.¹⁷ Über die breit angelegte Interviewserie sollten qualitative Daten über Praktiken und insbesondere über die mit ihnen verbundenen Sinnzuschreibungen gewonnen werden, wofür sich ein standardisiertes Verfahren weniger eignet. Die qualitativen Interviews wurden daher mit einem teilstandardisierten Interviewleitfaden mit ausformulierten Fragen und gesprächsgenerierenden Impulsen realisiert.¹⁸ Zusätzlich waren die Autor/-innen dieses Bands, die einzelne Fragen in den Leitfaden einspeisten, gebeten, stichpunktartig das Erkenntnisinteresse bzw. die Zielsetzung der jeweiligen Frage zu notieren. Diese wurden intern gegenseitig erläutert und diskutiert, um ein arbeitsteiliges Vorgehen insofern zu ermöglichen, als dass die Interviewer/-innen, die nicht nur über den gemeinsamen Arbeitsprozess mit den einzelnen Fragen vertraut waren, sich auch durch eine zusätzliche Verinnerlichung der ›Stoßrichtung‹ der Fragen der Kolleg/-innen auf die Interviews vorbereiten konnten. Dafür wurde der ausführliche Interviewleitfaden von den Interviewer/-innen in Stichpunkte überführt, was einen flexiblen und weitgehend offenen Interviewverlauf ermöglichte.

Über die Interviewserie sollten keine Häufigkeiten ermittelt, sondern ein vertieftes Verständnis von Prozessen der Raum- und Identitätskonstruktion im Kontext der Grenze entwickelt werden. Demnach ging es hier nicht um eine Zufallsstichprobe, um später Rückschlüsse auf eine Grundgesamtheit zu ziehen, sondern um das Studium einzelner und vielfältiger Fälle, um Informationen über

17 | Einige Autor/-innen in diesem Band greifen im Rahmen ihrer Fallstudien auf eigene und jeweils gesondert ausgewiesene Interviewserien (u. a. Expert/-inneninterviews) zurück.

18 | Der gekürzte Interviewleitfaden ist am Ende des Bandes aufgeführt.

Praktiken mit ihren Teilaspekten facettenreich zu erfassen. Dies erforderte eine bewusste Stichprobenzusammenstellung, die sich an den Merkmalen Geschlecht, Alter, Nationalität und Bildungsstand orientierte. Auf dieser Grundlage und abzüglich ausgefallener Fälle wurden schließlich 47 Personen im Untersuchungsgebiet interviewt, davon 24 in Luxemburg und 23 im Grenzraum (vgl. Tab. 2).

| | Luxemburg | Grenzraum | davon in Rheinland-Pfalz | davon im Saarland | davon in Lothringen | davon in Wallonien |
|------------------------|-----------|-----------|--------------------------|-------------------|---------------------|--------------------|
| Geschlecht | | | | | | |
| Männer | 14 | 12 | 2 | 4 | 3 | 3 |
| Frauen | 10 | 11 | . | 3 | 4 | 4 |
| Altersgruppen | | | | | | |
| 15-24 | 3 | . | . | . | . | . |
| 25-34 | 4 | 6 | . | 2 | 2 | 2 |
| 35-44 | 2 | 7 | . | 1 | 2 | 4 |
| 45-54 | 6 | 6 | 1 | 2 | 2 | 1 |
| 55-64 | 4 | 3 | 1 | 1 | 1 | . |
| 65-74 | 3 | . | . | . | . | . |
| 75-84 | 2 | . | . | . | . | . |
| 85-94 | . | 1 | . | 1 | . | . |
| Nationalität | | | | | | |
| Nationalität Wohnland | 12 | 17 | 2 | 6 | 6 | 3 |
| Ausländer | 12 | 6 | . | 1 | 1 | 4 |
| Bildungsniveau* | | | | | | |
| ISCED 1 | 2 | . | . | . | . | . |
| ISCED 2 | 5 | 5 | 1 | 3 | . | 1 |
| ISCED 3 | 7 | 5 | 1 | . | 2 | 2 |

| | Luxemburg | Grenzraum | davon in Rheinland-Pfalz | davon im Saarland | davon in Lothringen | davon in Wallonien |
|------------------------|-----------|-----------|--------------------------|-------------------|---------------------|--------------------|
| ISCED 4 | 2 | 3 | . | 1 | 2 | . |
| ISCED 5 und 6 | 7 | 9 | . | 3 | 3 | 3 |
| Keine Angabe | 1 | 1 | . | . | . | 1 |
| Nettostichprobe | 24 | 23 | 2 | 7 | 7 | 7 |

Tabelle 2: Stichprobe der qualitativen Erhebung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013), *nach International Standard Classification of Education (ISCED)

Die Interviews wurden von den Autor/-innen nach sprachlichen Vorlieben und zeitlicher Verfügbarkeit durchgeführt und fanden nach Terminabsprache bei den Befragten zu Hause und oftmals während der Tagesrandzeiten statt. Im ca. ein- bis anderthalbstündigen Gespräch wurden dem Interviewleitfaden folgend verschiedene Themenbereiche behandelt und die Befragten hatten die Möglichkeit, sich frei – aber in einem bestimmten thematischen Rahmen – zu äußern. So konnten die Interpretationen und Reaktionen der Befragten erhoben werden und von den Wissenschaftler/-innen nicht antizipierte Gesichtspunkte in Erscheinung treten. Da in diesem Band die inhaltliche Dimension der Interviews interessiert, wurde für die Aufbereitung der digital aufgezeichneten Interviews das Transkriptionsverfahren der standardsprachlichen Umschrift (vgl. Mayring 2002: 91) gewählt, das im minimalen Beheben von Satzbaufehlern und im Glätten des Redeflusses besteht. Das Transkribieren der Interviews in luxemburgischer, deutscher, französischer und englischer Sprache wurde eigens dafür beschäftigten Transkriptoren übertragen. Die Interviewtranskripte wurden sodann computergestützt und durch deduktiv-selektives Codieren bzw. induktiv-freies Codieren ausgewertet. Das bedeutet, es wurde zunächst eine Grobcodierung vorgenommen, die in der Zuordnung von Antwortpassagen aus den Interviews zu den dort behandelten Themenkomplexen bestand. Der so herausgeschälte Codebaum bildete die Grundlage für die einzelnen Fragenautor/-innen, die die von ihm/ihr eingespeisten Fragen induktiv-frei nach argumentativen Sinneinheiten feincodierten. Dabei wurden von den jeweiligen Fragenautor/-innen auch Antwortpassagen berücksichtigt, die in Themenkomplexen der Kolleg/-innen vorkamen, um quer liegende Argumentationsstränge im empirischen Material erfassen zu können.

2.4.3 Disziplinenübergreifende Zusammenarbeit¹⁹

In der Wissenschaft existieren nur wenige Begriffe mit einer so hohen Diskrepanz zwischen Verwendungshäufigkeit und theoretischer Reflexion wie jener der Interdisziplinarität (vgl. Jungert 2010: 1). Er ist zum festen Bestandteil von Begleitrhetoriken wissenschaftlicher Vorhaben geworden und sein inflationärer Gebrauch verstärkt die oft eingenommene Haltung, dass bei interdisziplinärer Forschung ohnehin kein Erkenntnisgewinn zu erwarten sei. Um nicht der damit angedeuteten Gefahr aufzusitzen, die interdisziplinäre bzw. disziplinenübergreifende Zusammenarbeit zu einer Worthülse verkommen zu lassen, haben sich einige der Autor/-innen mit den Chancen und Risiken von Interdisziplinarität im Rahmen einer Arbeitsgruppe (vgl. Kapitel 1) auseinandergesetzt. Ziel war es, den Begriff und die mit ihm verwandten Konzepte zu systematisieren und eine gemeinsame Leitlinie für die Arbeiten im Rahmen dieses Bands zu entwickeln.

Bei der Beschäftigung mit Interdisziplinarität ist zunächst die Frage zu klären, was unter einer Disziplin zu verstehen ist. Sabine Hark (2005) führt in diesem Zusammenhang das Konzept der Disziplin bzw. Disziplinarität in den Blick, das sowohl eine *disziplinbildende* als auch eine *disziplinierende* Dimension umfasst. Dabei sind Disziplinen – als Grundlage für die Organisation und Formierung von wissenschaftlichem Wissen – nicht statisch zu denken, sondern als dynamische Kreuzungspunkte unterschiedlicher theoretisch-methodischer Paradigmen. Dem folgend definiert die Soziologin Disziplinen als komplexe Bündel von Beziehungen in Anlehnung an das Foucaultsche Konzept der diskursiven Formation. Danach sind es die Beziehungen »zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normsystemen, Techniken, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen« (Hark 2005: 71), die eine Disziplin ausmachen. Dementsprechend schlägt die disziplinbildende Wirkung in der fortwährenden Aktualisierung dieses Beziehungsgeflechts durch. Aus dieser sozialemergenten und relationalen Perspektive lässt sich die Disziplin als ein Ensemble von heterogenen Elementen betrachten, wie etwa Kommunikationsgemeinschaften, Wissensobjekte und Institutionen. Die disziplinierende Dimension erläutert Hark (2005: 75ff.), indem sie Disziplinen als politische Institutionen thematisiert. Dabei geht es um drei Funktionen: (1) die *Produktion* von Wissen, womit das Hervorbringen von (un-)gültigen Aussagen, wissbaren Objekten, hierarchisch geordneten Subjekten (z.B. akademische Grade) oder Praktiken des Wissens (z.B. Plenarvorträge) verbunden ist; (2) die *Regulation* von Wissen, die bei der Festlegung der jeweils anerkannten Gegenstandsbereiche sowie der kognitiven Strukturierung der Akteur/-innen und ihrer Wissenschaftspraktiken wirksam wird; (3) die *Reproduktion* von Wissen, die den Fortbestand im akademischen Feld sichert über die Wissensweitergabe und sozialisatorische Einübung von Wissenschafts-

19 | Im Folgenden unter Mitarbeit von Brigitte Batyko, Heike Mauer, Agnès Prüm und Rachel Reckinger.

praktiken. Besonders in der reproduktiven Funktion wird die disziplinierende Dimension deutlich, wenn Disziplinen etwa das organisieren und klassifizieren, was wissenschaftlich ist und damit regulieren, was erinnert und was vergessen wird.

Vor dem Hintergrund dieser Einlassungen kann eine Disziplin verstanden werden als ein Raum im akademischen Feld, der sich über bestimmte Wissenspraktiken und den jeweils beteiligten Gegenständen, Denkschulen, Begriffsinstrumentarien, Theorie- und Methodentraditionen sowie fachpolitischen Sinngrundlagen reguliert und reproduziert. Das unhinterfragte und für eine Disziplin konstitutive Zusammenwirken dieser Teilaspekte wird allerdings in Forschungszusammenhängen brüchig, in denen verschiedene Disziplinen zusammenarbeiten. Die Brüche und damit die Disziplinengrenzen zeichnen sich im praxeologischen Sinne dann dort ab, wo Wissenspraktiken nicht mehr selbstverständlich greifen, konstitutive Beziehungen erklärungsbedürftig werden und Sinngrundlagen hinterfragt werden. Bildlich gesprochen geht es dann um eine ›Neu-Verschaltung‹ von komplexen Bündeln von Beziehungen bzw. von Ensembles heterogener Elemente, die – wie zu sehen sein wird – in Intensität, Irritation und Innovation variieren kann.

Der Blick in die einschlägige Literatur zeigt, dass neben dem Begriff der Interdisziplinarität weitere konkurrierende Begriffe existieren, die nicht einheitlich verwendet werden und sich in ihrer Bedeutung z.T. überschneiden. Die Systematisierung von Interdisziplinaritätsbegriffen und verwandten Konzepten steht damit vor einem Abgrenzungsproblem. Daher wird die Bezeichnung ›disziplinenübergreifende Zusammenarbeit‹ eingeführt, um unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit unter einem neutralen Oberbegriff thematisieren zu können. Dafür werden zwei Zugänge gewählt: In einem ersten Schritt wird ermittelt, welche Begriffe in der Wissenschaftsförderung für die disziplinenübergreifende Zusammenarbeit verwendet werden und welchen Stellenwert sie dort besitzt. In einem zweiten Schritt werden die relevanten Konzepte überblickartig vorgestellt und anhand von Ordnungskriterien klassifiziert.

Dem folgend wird zunächst untersucht, ob disziplinenübergreifende Zusammenarbeit in Förderpolitiken eine Rolle spielt und welche Begriffe jeweils zu Grunde gelegt werden. Dafür wurden im Bereich der Geistes- und Naturwissenschaften Ausschreibungstexte einzelner Förderprogramme sowie Jahresberichte (2012) nationaler und europäischer Fördereinrichtungen analysiert (vgl. Tab. 3).

| Ebene | Institutionen/Förder- einrichtungen | Förderprogramme |
|------------|---|--|
| regional | Universität Luxemburg | universitätsinterne Projektförderung |
| national | Luxemburg: <i>Fonds National de la Recherche</i> (FNR) | FNR: CORE, INTER, ATTRACT, AFR, PEARL |
| | Deutschland: <i>Deutsche Forschungsgemeinschaft</i> (DFG) | DFG: Schwerpunktprogramme, Graduiertenkollegs, Sonderforschungsbereiche, DFG Forschungszentren, Forschergruppen, Kolleg-Forschergruppen, Aufbau internationaler Kooperationen |
| | Frankreich: <i>Agence nationale de la Recherche</i> (ANR) | ANR: verschiedene thematische Ausschreibungstexte: <i>Biologie-Santé, Energie Durable, Environnement et Ressources Biologiques, Ingénierie, Procédés et Sécurité, Partenariats et compétitivité, Programmes transdisciplinaires, Recherches exploratoires et émergentes, Sciences Humaines et Sociales</i> |
| | Belgien: <i>Fonds de la Recherche Scientifique-FNRS</i> (F.R.S.-FNRS) | F.R.S.-FNRS: <i>Appels >Crédits et projets<</i> , FRESH II – <i>Recherche collaborative en sciences humaines et sociales.</i> |
| europäisch | <i>Europäische Kommission</i> | -ERC grants: <i>Proof of Concept, Synergie Grant, Advanced Grant, Starting Grant, Consolidator Grant</i> - <i>Seventh Framework Programme</i> (FP7): spezifische Programme <i>Cooperation und People (Marie Curie Actions)</i> - <i>Horizon 2020</i> : Arbeitsprogramme 2014-2015 |

Tabelle 3: Untersuchte Ausschreibungstexte ausgewählter Fördereinrichtungen (Stand: Juli 2013)

Die Analyse der Ausschreibungstexte erfolgte in drei Sprachen per Suchabfrage von häufig verwendeten Begriffen im Zusammenhang mit disziplinenübergreifender Zusammenarbeit.²⁰ Am häufigsten aufgefunden wurden die Begriffe disziplinar/interdisziplinär, *disciplinary/-ity*, *interdisciplinary/interdisciplinarity*, *interdisciplinaire/interdisciplinarité* und *frontier research*, womit bereits an dieser Stelle ein verbreiteter Sprachgebrauch des Begriffs ›Interdisziplinarität‹ deutlich wird. Daneben war festzustellen, dass in den Ausschreibungstexten nicht präzisiert wird, was die jeweiligen Fördereinrichtungen unter den abgefragten Begriffen – und damit unter disziplinenübergreifender Zusammenarbeit – verstehen. Dies bestätigt den Eindruck, dass der Begriff der Interdisziplinarität und die mit ihm verwandten Konzepte unscharf bleiben und über den Status einer Begleithetorik oft nicht hinauskommen. Umso wichtiger ist die Auseinandersetzung mit diesem breit gefächerten Feld, die sich entlang der dort relevanten Begriffe strukturieren lässt.

Multi-/Pluridisziplinarität: Der Begriff der Multidisziplinarität findet in den 1950er Jahren Eingang in die Wissenschaftssprache und bezeichnet das Nebeneinander von Disziplinen innerhalb eines Themengebiets. Die beteiligten Disziplinen arbeiten hier jeweils zu einem Teilaspekt des gemeinsamen Themengebiets, der innerhalb ›ihres‹ Gegenstandsbereich angesiedelt ist. Bei dieser Form der Zusammenarbeit sind gemeinsame forschungsleitende Fragestellungen, wechselseitige Bezugnahmen oder disziplinenübergreifende Synthesebemühungen weitgehend abwesend. Dennoch ist hier in Abgrenzung zur rein disziplinären Forschung davon auszugehen, dass die Arbeiten der beteiligten Disziplinen mindestens informativ zur Kenntnis genommen werden und eine Erweiterung der Perspektive auf das gemeinsam bearbeitete Themenfeld möglich wird (vgl. Jungert 2010: 2). Synonym zum Begriff der Multidisziplinarität wird häufig jener der Pluridisziplinarität gebraucht. Einige Autor/-innen, so Jungert (vgl. ebd.), unterscheiden jedoch diese Begriffe und sehen in Pluridisziplinarität die erste Stufe einer wahrhaften disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit. Dabei geht es um die Intensivierung von Beziehungen zwischen verwandten Disziplinen über einen losen Austausch von Ergebnissen und Problemen innerhalb eines gemeinsamen Themenfelds. Diese weitgehend unstrukturierte Zusammenarbeit hat jedoch kaum Auswirkungen auf die Gegenstände und Selbstverständnisse der beteiligten Disziplinen.

Interdisziplinarität: Der Begriff ›Interdisziplinarität‹ wird im Zusammenhang mit disziplinenübergreifender Zusammenarbeit am häufigsten genutzt. Dies bestätigt auch die Analyse von Ausschreibungstexten nationaler und europäischer

20 | Verwendete Suchbegriffe in drei Sprachen: disziplinar, multi-, inter-, transdisziplinar, Disziplinarität, Multi-, Inter-, Transdisziplinarität, Pionierforschung, *disciplinary*, *multi-*, *inter-*, *transdisciplinary*, *cross-disciplinary*, *disciplinarity*, *multi-*, *inter-*, *transdisciplinarity*, *frontier research*, *inter/cross-faculty*, *disciplinary boundaries*, *cross-programme*, *disciplinaire*, *multi-*, *inter-*, *transdisciplinaire*, *disciplinarité*, *multi-*, *inter-*, *transdisciplinarité*.

Wissenschaftsförderung (vgl. Tab. 3). Darin ist Interdisziplinarität – wenn auch ohne Präzisierung und mit jeweils unterschiedlicher Gewichtung – fest verankert. Die luxemburgischen und belgischen Förderinstitutionen greifen den interdisziplinären Charakter von Forschungsprojekten eher verhalten auf und verweisen nur darauf, dass interdisziplinäres Forschen wünschenswert sei. In den deutschen und französischen Ausschreibungsprogrammen wird der interdisziplinäre Charakter von Projekten häufiger betont und die Förderung von Interdisziplinarität stärker thematisiert. Auch in europäischen Förderprogrammen wird die interdisziplinäre Ausrichtung von Forschungsprojekten begrüßt und unterstützt. Hier nehmen die Stipendien des *European Research Council* (ERC) eine besondere Rolle ein, sind sie doch explizit darauf angelegt, interdisziplinäre Projektarbeit und sogenannte Pionierforschung zu fördern. Auch im europäischen Programm *Horizon 2020* wird interdisziplinäre Forschung – wie bereits im *Seventh Framework Programme* (FP7) – als ein wichtiger und zu fördernder Aspekt deutlich herausgestellt. Von den öffentlichen Förderpolitiken wird das Konzept der Interdisziplinarität also unterstützt, wobei der Eindruck entsteht, dass eine wahrhafte strategische Verankerung (noch) aussteht und bei den Adressat/-innen ein nicht näher spezifiziertes Verständnis von Interdisziplinarität vorausgesetzt wird. Dieses kann jedoch enorm variieren und – wie zu sehen sein wird – z.T. unterschiedlich große Schnittmengen mit verwandten Konzepten aufweisen. Zur vertiefenden Bearbeitung des Interdisziplinaritätsbegriffs wird weiter die Vielfalt des Konzepts aufgegriffen und versucht eine Binnendifferenzierung vorzunehmen. Dafür wird mit Löffler (vgl. 2010: 164ff.) und Heckhausen (zitiert in Jungert 2010: 4ff.) ein mögliches Spektrum von Interdisziplinaritäten skizziert.

- Mit dem Begriff der ›unterschiedslosen Interdisziplinarität‹ (*indiscriminate interdisciplinarity*) umschreibt Heckhausen die Idee des *Studium generale*, bei dem verschiedene disziplinäre Inhalte nebeneinander ›gestellt‹ werden, um hoher Spezialisierung und den damit verbundenen Perspektivverengungen entgegenzuwirken. Wechselseitige Bezugnahmen zwischen den Disziplinen sind hier nicht vorgesehen, ebenso wie im Bereich der Forschung keine disziplinenübergreifende Zusammenarbeit erfolgt.
- Löffler prägt den Begriff der ›Nice-to-know-Interdisziplinarität‹, bei der sich die beteiligten Disziplinen auf ein gemeinsames Thema beziehen, sich jedoch keine Berührungspunkte oder Austauschbeziehungen entwickeln. Dennoch sind Forschungszusammenhänge oder Veranstaltungen mit einem *nice-to-know*-Faktor nützlich, etwa als soziales Ereignis im Wissenschaftsbetrieb zur Netzwerkpflge oder wenn in Entscheidungsprozessen unterschiedliche Perspektiven auf einen Gegenstand berücksichtigt werden müssen.
- Mit dem Begriff der ›Pseudo-Interdisziplinarität‹ (*pseudo-interdisciplinarity*) bezeichnet Heckhausen die verbreitete Annahme, dass schon dann von Interdisziplinarität auszugehen sei, wenn verschiedene Disziplinen mit identischen Modellen und Methoden arbeiten. Dies reiche jedoch nicht aus, um

Unterschiede zwischen den Disziplinen zu überbrücken, z.B. im Hinblick auf ›typische‹ Gegenstandsbereiche oder auf theoretische Integrationsniveaus.

- Als ›Hilfsinterdisziplinarität‹ (*auxiliary interdisciplinarity*) bezeichnet Heckhausen den Gebrauch von fachfremden Methoden innerhalb der eigenen Disziplin. Von einer wahrhaften Zusammenarbeit sei hier aber nicht zu sprechen, da es lediglich um die Bearbeitung von ›typischen‹ Fragestellungen innerhalb der eigenen Disziplin geht unter Zuhilfenahme ›entliehener‹ Methoden.
- Als ›zusammengesetzte Interdisziplinarität‹ (*composite interdisciplinarity*) fasst Heckhausen die Gruppierung verschiedener Disziplinen um einen gemeinsamen Problem- bzw. Themenkomplex. Dabei überschneiden sich weder die Gegenstandsbereiche der beteiligten Disziplinen noch die jeweils verwendeten Methoden. Die Kohäsion des gemeinsamen Forschungszusammenhangs sei dann lediglich auf den gemeinsamen Problem- bzw. Themenbereich zurückzuführen.
- ›Ergänzende Interdisziplinarität‹ (*supplementary interdisciplinarity*) sieht Heckhausen an den Grenzen von Disziplinen, wo z.T. tatsächlich versucht werde, Beziehungen zwischen den jeweiligen theoretischen Ansätzen herzustellen.
- Einen hohen Interaktionsgrad zwischen Disziplinen thematisiert Heckhausen unter dem Terminus ›vereinigende Interdisziplinarität‹ (*unifying interdisciplinarity*). Bezeichnet wird damit die Annäherung und Synthetisierung von unterschiedlichen disziplinären Theorien, Begriffs- und Methodeninstrumentarien.

Diese kursorische Gesamtschau von Interdisziplinaritäten spricht nicht nur unterschiedliche Aspekte des Forschungsprozesses an, ebenso zeigen sich verschiedene Formen von Disziplinarität, die auf einem Kontinuum zwischen der Affirmation und Subversion von Disziplinengrenzen anzusiedeln sind. Das Begriffsverständnis von Interdisziplinarität, das bei der Entstehung dieses Bands maßgeblich war, bezieht sich – wie zu sehen sein wird – auf mehrere der vorgestellten Interdisziplinaritäten.

Transdisziplinarität: Das Konzept der Transdisziplinarität bezeichnet wiederum eine Arbeitsform, bei der mit außeruniversitären Akteuren bestimmte Problemstellungen bearbeitet werden und versucht wird, die Spezialisierung akademischen Wissens zu überwinden (vgl. Jungert 2010: 6). Somit geht es hier *erstens* um ein Überschreiten der Grenze zwischen Wissenschaft und ›Außenwelt‹, um für komplexe gesellschaftliche Probleme wissenschaftliche Lösungen zu finden; *zweitens* ist die Infragestellung der (disziplinären) Ordnung von akademischem Wissen zentral (vgl. Després/Lawrence 2004: 399). Transdisziplinarität impliziert also eine Kritik an Disziplinarität als spezifische Wissenspraxis und zielt auf eine Neugruppierung von Fragestellungen, Theorien und Methoden ohne diese disziplinär rückzubinden (vgl. Maihofer 2005: 199).

Postdisziplinarität: Das Konzept der Postdisziplinarität distanziert sich noch deutlicher von der Dichotomie der akademischen Wissensproduktion einerseits

und der nicht-akademischen Wissensproduktion andererseits. Postdisziplinarität zielt auf einen Forschungsprozess, der sich weder hinsichtlich der Themen und Fragestellungen disziplinär verortet noch bei der Entwicklung von Theorien und Lösungen deduktiv anwendend vorgeht. Vielmehr geht es – ähnlich wie im transdisziplinären Ansatz – um einen induktiv-reflektierenden Prozess, in dem die zu untersuchenden Fragestellungen, verwendeten Methoden und erarbeiteten Theorien bzw. Lösungen generiert werden (vgl. Maihofer 2005: 201).

Die vorgestellten Formen disziplinenübergreifender Zusammenarbeit weisen vielfältige Überschneidungen auf. Dennoch können sie voneinander abgegrenzt und anhand von Ordnungskriterien klassifiziert werden.

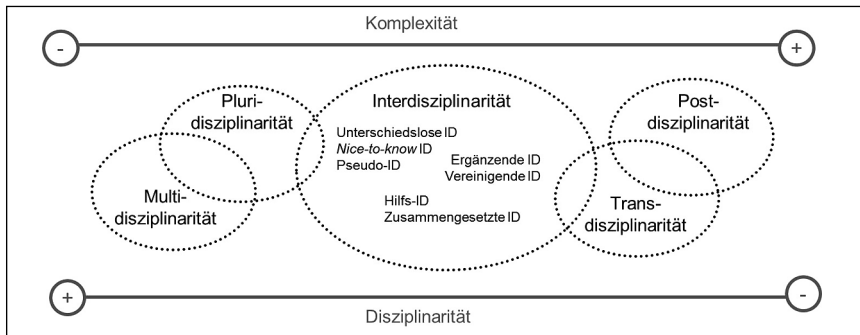


Abbildung 3: Formen disziplinenübergreifender Zusammenarbeit nach den Ordnungskriterien ›Komplexität‹ und ›Disziplinarität‹ (eigene Darstellung)

Der Systematisierungsversuch (vgl. Abb. 3) erfolgt über das oben erläuterte Kriterium der Disziplinarität als ein Kontinuum, auf dem Formen der disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit abgetragen werden, bei denen disziplinenbildende und disziplinierende Mechanismen (nicht) greifen. Formen der disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit, bei denen die Disziplinarität zunehmend ihre Wirksamkeit verliert, sind gleichzeitig von einer wachsenden Komplexität gekennzeichnet. Diese resultiert aus der ›Neu-Verschaltung‹ von Bündeln von Beziehungen (zwischen Gegenständen, Methoden, Konzepten usw.), die innerhalb und außerhalb der Wissenschaft anzusiedeln sind.

2.4.4 Situative Interdisziplinarität

Aus der dargelegten Typologie von Multi-/Pluri-, Inter-, Trans- und Postdisziplinarität – als eine Abfolge gesteigerter Komplexität bei nachlassender Disziplinarität – lassen sich drei Grundmodelle der disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit ableiten: (1) Disziplinenübergreifende Zusammenarbeit als *Addition* ist als ein Versammeln von unterschiedlichen Disziplinen zu verstehen, die einen gemeinsamen (Untersuchungs-)Gegenstand bearbeiten und sich lediglich informativ austauschen. Bei dieser Wissenschaftspraxis, die der Multi- bzw. Pluridiszipli-

narität zuzurechnen wäre, findet kein tatsächlicher Austausch und damit keine Überschreitung von disziplinären Grenzen statt. (2) Disziplinenübergreifende Zusammenarbeit als *Interaktion* ist dort auszumachen, wo zwischen den – um einen gemeinsamen (Untersuchungs-)Gegenstand gruppierten – Disziplinen ein tatsächlicher Austausch stattfindet und Verbindungen eingegangen werden, ohne dass sich die beteiligten Disziplinen ›auflösen‹. Hier geht es – wie mit dem Konzept der Interdisziplinarität teilweise angestrebt – um verschiedene Bearbeitungsweisen oder empirische Zugänge zu einer gemeinsamen Forschungsfrage, die miteinander verknüpft werden und einen größeren Erkenntnisfortschritt versprechen, als dies aus nur einer disziplinären Perspektive möglich wäre. Auch wenn hier die jeweiligen Disziplinen weitgehend ›unangetastet‹ bleiben, ist diese Form der Zusammenarbeit potentiell von krisenhaften Momenten behaftet, die sich in ›Unordnungen‹ des vertrauten Forschungshandelns äußern und – um diese auszuhalten bzw. produktiv zu wenden – den beteiligten Wissenschaftler/-innen bestimmte soziale Fähigkeiten (z.B. Ambiguitätstoleranz, Empathie) abverlangen (vgl. Wiesmann/Biber-Klemm et al. 2008: 174ff.). (3) Disziplinenübergreifende Zusammenarbeit als *Synthese* zu qualifizieren legt Wissenschaftspraktiken nahe, die disziplinäre und institutionelle Ordnungen problem- bzw. lösungsorientiert überwinden. Ähnlich wie in den Konzepten der Trans-/Postdisziplinarität sind hier (Untersuchungs-)Gegenstände sowie das benötigte Begriffs- und Methodeninstrumentarium nicht vordefiniert, sondern diese werden in einem deduktiv-rekursiven Verfahren – zumeist unter Einbezug von Nicht-Wissenschaftler/-innen – erarbeitet (vgl. ebd: 172f.). Dies setzt einen intensiven Austausch, eine ausgeprägte Anwendungsorientierung und das Privileg voraus, ohne Rückbindung an reproduktiv-disziplinäre Kommunikationsgemeinschaften agieren zu können.

Aufbauend auf die Grundmodelle Addition, Interaktion und Synthese haben die Autor/-innen dieses Bands versucht, die sich nach acht Monaten Projektarbeit bereits herauskristallisierte Wissenschaftspraxis als Momentaufnahme zu verorten und eine ambitionierte, aber realistische Vision für die weitere Zusammenarbeit zu entwickeln. Der Rückblick hat zunächst gezeigt, dass sich die Zusammenarbeit je nach Teilaspekt des Forschungsprozesses unterschiedlich gestaltet und nur schwer ›auf einen Begriff‹ bringen lässt: Die ausgeprägte und sich in diesem Band widerspiegelnde thematische Vielfalt der Fallstudien, die einen tatsächlichen Austausch der Autor/-innen erschwerte, wurde mehrfach unterstrichen; gleichzeitig aber wurden die übergreifenden und den Forschungszusammenhang strukturierenden Gegenstandsbereiche (vgl. Kapitel 3, 4 und 5) sowie das damit verbundene theoretisch-konzeptionelle Begriffsinstrumentarium (vgl. Kapitel 2) thematisiert, die eine produktive Interaktion der beteiligten Autor/-innen geradezu herausfordern. Auch die verwendeten Methoden wurden in den Blick geführt, jedoch gleichermaßen als Mittel der Addition und Interaktion. Diese erste Bilanz der Zusammenarbeit hat deutlich gemacht, dass die schon nach kurzer Zeit etablierte Wissenschaftspraxis sich zwischen disziplinärer Addition und Interaktion bewegte.

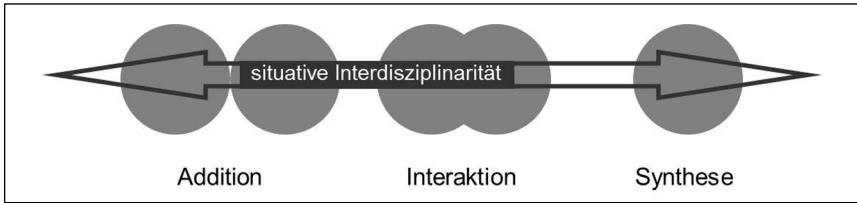


Abbildung 4: Grundmodelle disziplinenübergreifender Zusammenarbeit (Kontinuum) und Verortung des Konzepts der situativen Interdisziplinarität (eigene Darstellung)

Zur Stärkung und Weiterentwicklung der disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit im weiteren Projektverlauf wurden die ersten Erfahrungen aufgegriffen und darauf aufbauend das Konzept der *situativen Interdisziplinarität* entwickelt. Diese gemeinsame Leitlinie bezeichnet die Interaktion zwischen den an diesem Band beteiligten Disziplinen, die jedoch nicht zu jedem Zeitpunkt des Forschungsprozesses gleichermaßen stattfand. Vielmehr ging es um punktuelle Interaktionen in als sinnvoll erachteten Momenten bzw. Phasen der Zusammenarbeit. Dafür maßgeblich waren die den Forschungsprozess strukturierenden Gegenstände und Etappen, wie z.B. Themen, Fragestellungen, Theorien, Begriffe und Konzepte, Analyseobjekte, Methoden oder Interpretationsarbeit. Interaktionen zwischen den Autor/-innen – hier verstanden als Interdisziplinarität – sollten also nicht zum Selbstzweck stattfinden, sondern situationsabhängig (während des Forschungsprozesses) auf ihren Mehrwert befragt und realisiert werden. Als dafür besonders geeignet wurden folgende Arbeitsschritte betrachtet: (1) die Entwicklung von theoretisch-konzeptionellen Bezugsrahmen innerhalb der Gegenstandsbereiche (vgl. Abschnitte 3.1, 4.1 und 5.1); (2) die Entwicklung gemeinsamer Untersuchungs- und Analyseinstrumente (Fragebogen, Interviewleitfaden) und (3) die gemeinsame Interpretation von empirischen Daten.

Eine systematische und kritische Auseinandersetzung mit der praktischen Umsetzung von situativer Interdisziplinarität konnte erst nach Fertigstellung des Buchmanuskripts erfolgen. Dennoch geben die Ergebnisse einer schriftlichen Befragung von 16 Autor/-innen anlässlich eines internen Kolloquiums erste Einblicke in die Praxis situativer Interdisziplinarität und damit in den Entstehungsprozess dieses Bands. Die ausgewählten Einschätzungen (vgl. Tab. 4, 5 und 6) der Autor/-innen sollen ein breites Meinungsbild zu unterschiedlichen Aspekten der Zusammenarbeit wiedergeben und v.a. auf die Herausforderungen situativer Interdisziplinarität aufmerksam machen.

| Positive Einschätzungen | Negative Einschätzungen |
|---|--|
| »Die Fallstudie verbindet meine disziplinäre Sichtweise mit Aspekten aus anderen Disziplinen, die ich in den Arbeitstreffen kennengelernt habe.« | »Nein, Untersuchungsgegenstand, Quellen usw. unterscheiden sich (zu) stark von den anderen Fallstudien.« |
| »Ja, weil ich zu einem Korpus mit Methoden arbeite, die in meiner Disziplin nicht üblich sind. Außerdem setze ich mich mit Theorien auseinander, die in meiner Disziplin unbekannt sind.« ²² | »Die Fallstudie ist nur zum Teil interdisziplinär, da ich mich mit den Kollegen (anderer Disziplinen) immer wieder abstimmen muss und dies einen Einfluss hat auf grundsätzliche Sichtweisen auf das Thema sowie auf die analytische Herangehensweise. Andererseits ist die Fallstudie kaum interdisziplinär, da ich ohnehin im Schnittfeld mehrerer Disziplinen arbeite.« |

Tabelle 4: Einschätzung des interdisziplinären Charakters der eigenen Fallstudie (ausgewählte Meinungen) (Universität Luxemburg, IDENT2 2013 – interne Befragung der Autor/-innen)

| Positive Einschätzungen | Negative Einschätzungen |
|--|---|
| »Ich habe konstruktive Kritik bekommen in dem Sinne, dass ich aufmerksam beobachtet habe, wie die Kollegen der anderen Disziplinen arbeiten und argumentieren. Das veranlasst die eigenen Arbeitsweisen zu hinterfragen und ein besseres Verständnis für fachfremde Positionen zu entwickeln.« | »Ich muss zugeben, dass ich den interdisziplinären Hintergrund nicht habe, den die anderen Kollegen scheinbar haben. Ich sage lieber etwas zu Dingen, zu denen ich glaube etwas sagen zu können.« ²³ |

21 | Eigene Übersetzung von: »Oui, parce que je travaille sur un corpus et surtout avec des méthodes qui dépassent ma discipline; par ailleurs je suis confronté avec des théories inconnues dans ma discipline.«

22 | Eigene Übersetzung von: »J'avoue ne pas maîtriser le *background* interdisciplinaire que semblent partager les autres membres du groupe. Je préfère n'intervenir que sur ce que je crois pouvoir maîtriser.«

| Positive Einschätzungen | Negative Einschätzungen |
|---|--|
| »In der Arbeitsgruppe war der Austausch zwischen den Disziplinen recht gut, von gegenseitigem respektvollem Interesse geprägt.« | »Manche Disziplinen schienen den anderen übergeordnet, da wichtige Konzepte und Begriffe aus ihnen übernommen wurden.« |
| »Kein <i>rank pulling</i> ; die Doktoranden haben völlig gleichberechtigt mitgearbeitet und oft sogar wertvolle Impulse gegeben.« ²⁴ | »Akademische Positionen beeinflussen die Themenwahl.« |
| »Konflikte oder Imponiergehabe zwischen Einzelpersonen konnte ich nicht feststellen. Es war eine gute kollegiale Zusammenarbeit.« | »Sehr unterschiedliche Charaktere, schüchterne, zurückhaltende, sehr von sich überzeugte, ergebnisorientierte; andere, die lange über grundsätzliche Fragen grübeln. Diese Mischung ist sicher schwerer zu managen als die interdisziplinäre Zusammenarbeit oder die verschiedenen akademischen Positionen.« ²⁵ |

Tabelle 5: Einschätzung der Zusammenarbeit in den Arbeitsgruppen (ausgewählte Meinungen) (Universität Luxemburg, IDENT2 2013 – interne Befragung der Autor/-innen)

23 | Eigene Übersetzung von: »Pas de *rank pulling*; les doctorants ont participés de manière tout à fait égalitaire et ont même souvent donné des *incentifs* très précieux.«

24 | Eigene Übersetzung von: »Tempéraments très différents, des timides, des réticents, des personnes très convaincues d'elles-mêmes, des gens orientés vers le résultat, d'autres qui restent penchés sur des questions de fonds : ce mélange est probablement plus difficile à gérer que le mélange interdisciplinaire et de différents statuts académiques.«

| Positive Einschätzungen | Negative Einschätzungen |
|---|--|
| »Ich habe viele Kollegen näher kennengelernt und etwas über deren Arbeitsmethoden erfahren.« | »Manchmal war es schwierig, bei den Arbeitstreffen an den Stand des letzten Treffens anzuknüpfen.« |
| »Verschiedene Texte gelesen, welche auch für meinen Forschungsbereich extrem befruchtend waren; Gelegenheit, mit interessanten Leuten (wenn sie denn da waren) gemeinsam zu arbeiten.« | »Manchmal blicke ich gar nicht durch; die Diskussionen helfen mir nur bedingt weiter. Ich habe gemerkt, dass Interdisziplinarität auch durchaus ihre Grenzen hat.« ²⁶ |
| »Für mich war das Projekt eine große Herausforderung, da ich mit interdisziplinärer Zusammenarbeit, wie sie hier praktiziert wurde, keine Erfahrung habe. In diesem Sinne hat mir das Projekt sehr viel gebracht, und wenn nur um zu verstehen, wie interessant das sein kann, aber ebenso wie herausfordernd.« ²⁷ | »Viel Zeitaufwand, den man vermeiden könnte; die anfänglichen, in der Gruppe erarbeiteten Theorien wieder fallen gelassen; intensive Forschungsarbeit nicht im Verhältnis zum Umfang des Beitrags im Buchmanuskript; relativ viele kleine, interne Deadlines, hier war es ab und zu etwas schwierig, den Überblick zu behalten.« |

Tabelle 6: Gesamteinschätzung der Zusammenarbeit (ausgewählte Meinungen) (Universität Luxemburg, IDENT2 2013 – interne Befragung der Autor/-innen)

Das Konzept der situativen Interdisziplinarität ist als ein temporäres und variables Ineinandergreifen der Grundmodelle der Addition und Interaktion zu verstehen. Es bietet eine realistische Leitlinie für die disziplinenübergreifende Zusammenarbeit in größeren Kooperationszusammenhängen, ohne Disziplinen auflösen bzw. vertrautes Forschungshandeln der Beteiligten grundsätzlich infrage zu stellen. Vielmehr geht es um das partielle Aufbrechen selbstreferentieller Forschungspraktiken sowie um die produktive Kombination ›disziplinärer Versatzstücke‹ zugunsten des intellektuellen Austauschs und Erkenntnisfortschritts.

25 | Eigene Übersetzung von: »Sentiment parfois de n'importe quoi; de discussions me semblant mener à un résultat bien limité. J'ai ressenti des limites réelles à l'idée d'interdisciplinarité.«

26 | Eigene Übersetzung von: »Pour moi le projet était un grand défi, n'ayant pas l'expérience du travail interdisciplinaire comme il s'est fait ici. En ce sens, cela m'a certainement apporté beaucoup si ce n'est de comprendre à quel point cela peut-être intéressant mais aussi demandant.«

2.5 LITERATUR

- Abels, Heinz (2006): Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Albert, Mathias/Brock, Lothar (1996): »Debordering the World of States. New Spaces in International Relations«, in: *New Political Science* 18/1, S. 69-106.
- Allmendinger, Phil/Haughton, Graham (2009): »Soft Spaces, Fuzzy Boundaries, and Metagovernance: The New Spatial Planning in the Thames Gateway«, in: *Environment and Planning A* 41, S. 617-633.
- Anderson, Benedict (2006 [1983]): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London/New York: Verso.
- Audehm, Kathrin/Velten, Hans Rudolf (2007): »Einleitung«, in: Kathrin Audehm/Hans Rudolf Velten (Hg.), *Transgression – Hybridisierung – Differenzierung. Zur Performativität von Grenzen in Sprache, Kultur und Gesellschaft (= Scenae, Band 4)*, Freiburg i.Br./Berlin/Wien: Rombach, S. 9-40.
- Avanza, Martina/Laferté, Gilles (2005): »Dépasser la >construction des identités<? Identification, image sociale, appartenance«, in: *Genèses* 61, S. 134-152.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek: Rowohlt.
- Bathelt, Harald/Glückler, Johannes (2012): *Wirtschaftsgeographie: Ökonomische Beziehungen in räumlicher Perspektive*, Stuttgart: UTB.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1994): *Reflexive Modernization: Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*, Stanford: Stanford University Press.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (2001): *Individualization: Institutionalized Individualism and Its Social and Political Consequences*, London/Thousand Oaks: Sage.
- Benjamin, Walter (1991): *Das Passagenwerk. Gesammelte Schriften, Band 5*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beetham, Gwendolyn/Fernández, Melissa (2010): »Inter/Trans/Post-Disciplinarity: Explorations of Encounters across Disciplines«, in: *Graduate Journal of Social Science* 7, S. 7-13.
- Boeckler, Marc (2012): »Borderlands«, in: Nadine Marquardt/Verena Schreiber (Hg.), *Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart*, Bielefeld: transcript, S. 44-49.
- Böckler, Stefan (2007): »Grenze und frontier: Zur Begriffs- und Sozialgeschichte zweier Schließungsparadigmen der Moderne«, in: Petra Deger/Robert Hettlage (Hg.), *Der europäische Raum. Die Konstruktion europäischer Grenzen*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 25-48.

- Bourdieu, Pierre (1972): *Esquisse d'une théorie de la pratique. Précédé de trois études d'ethnologie kabyle*, Paris: Seuil.
- Brubaker, Rogers (2001): »Au-delà de l'identité«, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 139, S. 66-85.
- Bühler, Benjamin (2012): »Grenze. Zur Wort- und Theoriegeschichte«, in: *Trajecte* 24, S. 31-34.
- Butler, Judith (1991 [engl. Original 1990]): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2008a [1990]): »Bodily Inscriptions, Performative Subversions«, in: Sara Salih (Hg.), *The Judith Butler Reader*, 7. Aufl., Oxford: Blackwell, S. 90-118.
- Butler, Judith (2008b [1990]): »Imitation and Gender Insubordination«, in: Sara Salih (Hg.), *The Judith Butler Reader*, 7. Aufl., Oxford: Blackwell, S. 119-137.
- de Certeau, Michel (2006): »Praktiken im Raum«, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 343-353.
- de Certeau, Michel (1997): *The Practice of Everyday Life*, Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Chaffee, Daniel (2011): »Reflexive Identities«, in: Anthony Elliott (Hg.), *Routledge Handbook of Identity Studies*, London/New York: Routledge, S. 100-111.
- Derrida, Jacques (1992 [franz. Original 1978]): *Die Wahrheit in der Malerei*, Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques (1999 [franz. Original 1968]): »Die Différance«, in: Peter Engelmann (Hg.), *Jacques Derrida. Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen, S. 31-56.
- Després, Carole/Lawrence, Roderick J. (2004): »Introduction«, in: *Futures* 36, S. 397-405.
- Döring, Jörg (2010): »Spatial Turn«, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, S. 90-99.
- Eigmüller, Monika (2006): »Der duale Charakter der Grenze. Bedingungen einer aktuellen Grenztheorie«, in: Monika Eigmüller/Georg Vobruba (Hg.), *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raums*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 55-73.
- Elliott, Anthony (Hg.) (2011): *Routledge Handbook of Identity Studies*, London/New York: Routledge.
- Emirbayer, Mustafa (1997): »Manifesto for a Relational Sociology«, in: *American Journal of Sociology* 103/2, S. 281-317.
- Elias, Norbert (1986): »Figuration«, in: Bernhard Schäfers (Hg.), *Grundbegriffe der Soziologie*, Opladen: Leske + Budrich, S. 88-91.
- Faber, Richard/Naumann, Barbara (Hg.) (1995): *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Fischer-Lichte, Erika (2005): »Grenze oder Schwelle? Zum Verhältnis von Kunst und Leben«, in: *Sprache und Literatur* 36, S. 3-14.

- Flusser, Vilém (1996): *Zwiegespräche. Interviews 1967-1991*, Göttingen: European Photography.
- Flusser, Vilém (2009): *Kommunikologie weiter denken. Die Bochumer Vorlesungen*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2001 [1963]): »Vorrede zur Überschreitung«, in: Michel Foucault. *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Band IV: 1980-1988, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 320-342.
- van Gennep, Arnold (2005 [franz. Original 1909]): *Übergangsriten*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age*, Cambridge: Polity Press.
- Goffman, Erving (1980 [1974]): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (2003): *Wir alle spielen Theater*, München: Piper.
- Graumann, Carl Friedrich (1983): »On Multiple Identities«, in: *International Social Science Journal* 35, S. 309-321.
- Greverus, Ina-Maria (1995): *Die Anderen und Ich*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Guldin, Rainer (2011): »Ineinander greifende graue Zonen. Vilém Flussers Bestimmung der Grenze als Ort der Begegnung«, in: Christoph Kleinschmidt/Christine Hewel (Hg.), *Topographien der Grenze. Verortungen einer kulturellen, politischen und ästhetischen Kategorie*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 39-48.
- Halpern, Catherine (2009): *Identité(s). L'individu, le groupe, la société*, Paris: Editions Sciences Humaines.
- Han, Sam (2011): »The Fragmentation of Identity Theories«, in: Anthony Elliott (Hg.), *Routledge Handbook of Identity Studies*, London/New York: Routledge, S. 83-99.
- Harendt, Annegret/Sprunk, Dana (2011): »Erzählter Raum und Erzählraum: (Kultur-)Raumkonstruktion zwischen Diskurs und Performanz«, in: *Social Geography* 6, S. 15-27.
- Hark, Sabine (2005): »Inter/Disziplinarität. Gender Studies Revisited«, in: Heike Kahlert/Barbara Thiessen/Ines Weller (Hg.), *Quer denken – Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 61-89.
- Heckhausen, Heinz (1987): »Interdisziplinäre Forschung zwischen Intra-, Multi- und Chimären-Disziplinarität«, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Interdisziplinarität: Praxis – Herausforderung – Ideologie*. Berlin: Suhrkamp, S. 129-145.
- Hipfl, Brigitte (2004): »Mediale Identitätsräume. Skizzen zu einem »spatial turn« in der Medien- und Kommunikationswissenschaft«, in: Brigitte Hipfl/Elisa

- beth Klaus/Uta Scheer (Hg.), *Identitätsräume. Nation, Körper und Geschlecht in den Medien. Eine Topografie*, Bielefeld: transcript, S. 16-50.
- van Houtum, Henk/van Naerssen, Ton (2002): »Bordering, Ordering and Othering«, in: *Journal of Economic and Social Geography* 93/2, S. 125-136.
- IPSE (2010) (Hg.): *Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus*. Bielefeld: transcript.
- Jungert, Michael (2010): »Was zwischen wem und warum eigentlich? Grundsätzliche Fragen der Interdisziplinarität«, in: Michael Jungert/Elsa Romfeld/Thomas Sukopp/Uwe Voigt (Hg.), *Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1-11.
- Kajetzke, Laura/Schroer, Markus (2010): »Sozialer Raum: Verräumlichung«, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, S. 192-203.
- Kalscheuer, Britta (2005): »Die raum-zeitliche Ordnung des Transdifferen-ten«, in: Lars Allolio-Näcke/Britta Kalscheuer/Arne Manzeschke (Hg.), *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 68-85.
- Kaufmann, Stefan/Bröckling, Ulrich/Horn, Eva (2002): »Einleitung«, in: Stefan Kaufmann/Ulrich Bröckling/Eva Horn (Hg.), *Grenzverletzer. Von Schmugglern, Spionen und anderen subversiven Gestalten*, Berlin: Kulturverlag Kadmos, S. 7-22.
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (2006): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Krappmann, Lothar (2005): *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lahire, Bernhard (1998): *L'homme pluriel. Les ressorts de l'action*, Paris: Nathan.
- Lamping, Dieter (2001): *Über Grenzen – eine literarische Topographie*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lask, Tomke (2002): »Wir waren doch immer Freunde in der Schule«. *Einführung in die Anthropologie der Grenzräume – Europäisches Grenzverständnis am Beispiel Leidingens, Saarbrücken: Röhrig.*
- Lefebvre, Henri (1991): *The Production of Space*, Oxford: Blackwell.
- Lévy, Jacques (2003a): »Cospatialité«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), *Dictionnaire de la géographie*, Paris: Belin, S. 212-214.
- Lévy, Jacques (2003b): »Emboîtement«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), *Dictionnaire de la géographie*, Paris: Belin, S. 306.
- Lévy, Jacques (2003c): »Interface«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), *Dictionnaire de la géographie*, Paris: Belin, S. 522.
- Lévy, Jacques (2003d): »Interspatialité«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), *Dictionnaire de la géographie*, Paris: Belin, S. 523-524.

- Löffler, Winfried (2010): »Vom Schlechten des Guten: Gibt es schlechte Interdisziplinarität?«, in: Michael Jungert/Elsa Romfeld/Thomas Sukopp/Uwe Voigt (Hg.), *Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 157-172.
- Lösch, Klaus (2005): »Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte«, in: Lars Allolio-Näcke/Britta Kalscheuer/Arne Manzeschke (Hg.), *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 26-49.
- Lossau, Julia (2002): *Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer »ANDEREN« Geographie der Welt*, Bielefeld: transcript.
- Lossau, Julia (2003): »Geographische Repräsentationen: Skizze einer anderen Geographie«, in: Hans Gebhardt/Paul Reuber/Günther Wolkersdorfer (Hg.), *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*, Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag, S. 101-111.
- Maihofer, Andrea (2005): »Inter-, Trans- und Postdisziplinarität. Ein Plädoyer wider die Ernüchterung«, in: Heike Kahlert/Barbara Thiessen/Ines Weller (Hg.), *Quer denken – Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 185-202.
- Mayring, Philipp (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Beltz.
- Medick, Hans (1995): »Grenzziehungen und die Herstellung des politisch-sozialen Raumes. Zur Begriffsgeschichte und politischen Sozialgeschichte der Grenzen und der frühen Neuzeit«, in: Richard Faber/Barbara Naumann (Hg.), *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 211-224.
- Moebius, Stephan (2008): »Handlung und Praxis. Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 58-74.
- Neumann, Birgit (2009): »Imaginative Geographien in kolonialer und postkolonialer Literatur: Raumkonzepte der (Post-)Kolonialismusforschung«, in: Wolfgang Hallet/Birgit Neumann (Hg.), *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn*. Bielefeld: transcript, S. 115-138.
- Newman, Davis (2001): »Boundaries, Borders, and Barriers: Changing Geographic Perspectives on Territorial Lines«, in: Mathias Albert/David Jacobson/Yosef Lapid (Hg.), *Identities, Borders, Orders. Rethinking International Relations Theory*, Minnesota: University of Minnesota, S. 137-151.
- Parr, Rolf (2008): »Liminale und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft«, in: Achim Geisenhanslüke/Georg Mein (Hg.), *Schriftkultur und Schwellenkunde*, Bielefeld: transcript, S. 11-63.
- Reckwitz, Andreas (2001): »Der Identitätsdiskurs zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik«, in: Werner Rammert/Gunther Knaut-

- he/Klaus Buchenau/Florian Altenhoner (Hg.), *Kollektive Identitäten und Kulturelle Innovationen: ethnologische, soziologische und historische Studien*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 21-38.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4, S. 282-301.
- Reckwitz, Andreas (2008): »Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Sozialforschung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 188-209.
- Reckwitz, Andreas (2010): »Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus«, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 179-205.
- Renn, Joachim/Straub, Jürgen (2002): »Transitorische Identität. Der Prozesscharakter moderner personaler Selbstverhältnisse«, in: Joachim Renn/Jürgen Straub (Hg.), *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 10-31.
- Reckinger, Rachel/Schulz, Christian/Wille, Christian (2010a): »Vorwort«, in: IPSE (Hg.), *Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus*, Bielefeld: transcript, S. 7-10.
- Reckinger, Rachel/Schulz, Christian/Wille, Christian (2010b): »Identitätskonstruktionen in Luxemburg«, in: IPSE (Hg.), *Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus*, Bielefeld: transcript, S. 295-298.
- Reckinger, Rachel/Wille, Christian (2010): »Identitätskonstruktionen erforschen«, in: IPSE (Hg.), *Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus*, Bielefeld: transcript, S. 11-36.
- Ricœur, Paul (1996 [franz. Original 1990]): *Das Selbst als ein Anderer*. Übersetzt von Jean Greisch in Zusammenarbeit mit Thomas Bedorf und Birgit Schaaff. München: Wilhelm Fink.
- Roll, Christine/Pohle, Frank/Myrczek, Matthias (Hg.) (2010): *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Rosa, Hartmut (2007): »Identität«, in: Jürgen Straub/Arne Weidemann (Hg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder*, Stuttgart: Metzler.
- Ruano-Borbolan, Jean-Claude (1998): *L'identité. L'individu, le groupe, la société*, Auxerre: Sciences Humaines.
- Said, Edward W. (1978): *Orientalism*, New York: Pantheon Books.

- Schreiber, Verena (2009): »Raumangebote bei Foucault«, in: Georg Glasze/Annika Mattissek (Hg.), *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*, Bielefeld: transcript, S. 199-212.
- Schroer, Markus (2008): »Bringing space back in« – Zur Relevanz des Raums als soziologische Kategorie«, in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld: transcript, S. 125-148.
- Sennett, Richard (1996): »Etwas ist faul in der Stadt«, in: *Die Zeit*, 26. Januar, S. 47-48.
- Simmel, Georg (1992 [1903]): »Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft«, in: Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (= Gesamtausgabe Band 11)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 687-790.
- Soja, Edward W. (1996): *Thirdspace: Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*, Oxford: Blackwell.
- Soja, Edward W. (1989): *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London: Verso.
- Somers, Margaret R./Gibson, Gloria D. (1994): »Reclaiming the Epistemological ›Other‹: Narrative and the Social Constitution of Identity«, in: Craig Calhoun (Hg.), *Social Theory and the Politics of Identity*, Oxford: Blackwell, S. 37-99.
- Straub, Jürgen (2004): »Identität«, in: Friedrich Jaeger/Burkhard Liebsch (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Stuttgart: Metzler, S. 277-303.
- Turner, Victor (1982): »Liminal to Liminoid, in Play, Flow, and Ritual. An Essay in Comparative Symbolology«, in: Victor Turner, *From Ritual to Theatre. The Human Seriousness of Play*, New York: PAJ Publication, S. 20-60.
- Wagner, Kirsten (2010): »Topographical Turn«, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, S. 100-109.
- Walter-Wastl, Doris (Hg.) (2011): *The Ashgate Research Companion to Border Studies*, Farnham: Ashgate.
- Warde, Alan/Martens, Lydia/Olsen, Wendy (1999): »Consumption and the Problem of Variety. Cultural Omnivorousness, Social Distinction and Dining Out«, in: *Sociology* 33/1, S. 105-127.
- Warde, Alan (2005): »Consumption and Theories of Practice«, in: *Journal of Consumer Culture* 5/2, S. 131-153.
- Watkin, Christopher (2009): *Phenomenology or Deconstruction? The Question of Ontology in Maurice Merleau-Ponty, Paul Ricœur, Jean-Luc Nancy*, Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Weichhart, Peter (1990): *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

- Weigel, Sigrid (2002): »Zum ›topographical turn‹. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«, in: KulturPoetik 2/2, S. 151-165.
- Werlen, Benno (1997a): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Werlen, Benno (1997b): »Einleitung«, in: Benno Werlen (Hg.), Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 3: Ausgangspunkte und Befunde empirischer Forschung, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 9-16.
- Werlen, Benno (2008): Sozialgeographie. Eine Einführung, Bern: Haupt.
- Werlen, Benno (2009): »Geographie/Sozialgeographie«, in: Stephan Günzel (Hg.), Raumwissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 142-158.
- Werlen, Benno (2010): Gesellschaftliche Räumlichkeit 1. Orte der Geographie, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Wetherell, Margaret/Mohanty, Chandra Talpade (Hg.) (2010): The Sage Handbook of Identities, Los Angeles/London/New Delhi/Singapore/Washington DC: Sage.
- Wiesmann, Urs/Biber-Klemm, Susette/Grossenbacher-Mansuy, Walter/Hirsch Hadorn, Gertrude/Hoffmann-Riem, Holger/Joye, Dominique/Pohl, Christian/Zemp, Elisabeth (2008): »Transdisziplinäre Forschung weiterentwickeln: Eine Synthese mit 15 Empfehlungen«, in: Frédéric Darbellay/Theres Paulsen (Hg.), Herausforderung Inter- und Transdisziplinarität. Konzepte, Methoden und innovative Umsetzung in Lehre und Forschung, Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes, S. 174-179.
- Wille, Christian (i.E.): »Räume der Grenze. Eine praxistheoretische Perspektive in den kulturwissenschaftlichen Border Studies«, in: Friederike Elias/Albrecht Franz/Henning Murmann/Ulrich Wilhelm Weiser (Hg.), Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Berlin: de Gruyter.

